

VERBODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Mutter Simon. Von Ludovica Hefekiel (mit Portrait). — Cécilie. Novelle von Gustav zu Putlitz. — Lady Montagu. Von Ida von Düringsfeld. — Aus dem Nachlasse des Mirza-Schaffi. Von Friedrich Bodenstedt. — Der Gang zur Kirche. Von Ludwig Pietsch (zu der gleichbenannten Illustration von C. Böker). — Unsere Markthalle. (Schluß). — Die Dame ohne Herz. Roman von Karl Heigel. Kap. II (mit Illustration von Simmler). — Wirthschaftsplaubereien. — Rebus. — Charade. — Auflösungen der Schach-Aufgabe und des Rebus Seite 20. — Correspondenz.

Mutter Simon.

Ein deutsches Frauenbild aus der Gegenwart von Ludovica Hefekiel.

Bezug auf die Krankenpflege? Marie Simon hatte keine eigenen Kinder, sie konnte also, ohne nähere Pflichten zu verletzen, dem Triebe ihres Herzens folgen und sich dem Dienst der Leidenden

ohne Unterstützung, das Wenige, was ihr nähere Freunde gaben, abgerechnet, auf den Kriegsschauplatz. Unter welchen unsäglichen Mühen es ihr gelang, bis nach Böhmen zu gelangen, wird nur

Es waren bange Tage gekommen über Sachsenland so gut wie über Preußen und Oesterreich, denn von dem Kampf, den die beiden gewaltigen Staaten miteinander führten, war Sachsen schwer genug getroffen. In Dresden gab's wie allerwärts manches trauernde Mutterherz, manche bange Gattin und bekümmerte Braut, es war so lange keine Nachricht gekommen von den Lieben, die in Böhmen täglich dem Tode ins Antlitz sahen. Wo Frauen zusammenkamen, da sprachen sie von denen „draußen“, sie sprachen auch von ihnen in einem Laden am Altmarkt, wo sie ihr Weißzeug kauften; da erzählten sie von dem verwundeten Bruder, von dem kranken Vater, und wie viel Hilfe noch immer noth thue den armen Leidenden trotz all der Hände, die sich bereitwillig ihnen entgegenstreckten. Hochklopfenden Herzens lauschte ihnen eine Frau, in deren Seele das Mitgefühl immer stärker sprach, in der immer mächtiger der Trieb erwachte, zu helfen und zu trösten.

Wer es kennt, dies Gefühl, das unwiderstehlich zu den Leidenden zieht, das sich nicht zum Schweigen bringen läßt und am Ende alle Bande der Bedenklichkeit und des Kleinmuths zerbricht, der weiß es, wie es im Herzen der Weißzeughändlerin Marie Simon am Altmarkt zu Dresden ausah. „Hinaus, zu den Kranken und Elenden,“ rief es in ihr, aber noch zögerte sie. Ihr, der umsichtigen, thätigen Handelsfrau, waren alle militärischen Verhältnisse so fremd, daß sie kaum eine Uniform von der anderen unterscheiden konnte, und dann, wie sollte sie sich die Wege bahnen zu den vornehmen Herren, die an der Spitze der freiwilligen Krankenpflege standen, sie, das Kind des Volkes? Aber Marie Simon, die früh Verwaiste, die seit ihrem zwölften Jahr auf eigenen Füßen stand, die so manches in ihrem Leben, nächst Gott, der eigenen Kraft verdankte, war nicht die Frau, sich durch dergleichen Hindernisse abschrecken zu lassen.

Sie hatte erst im erwachsenen Alter die deutsche Sprache erlernt; bis dahin hatte sie sich des heimatischen Wendischen, wie es in der Gegend von Bangen, wo sie herstammt, gesprochen wird, bedient, warum sollte sie nicht in reiferen Jahren noch den Umgang mit der vornehmen Welt lernen, wenn auch zunächst nur in

widmen. Sie that es voll und ganz, wie man es thun muß, wenn man anders wirklich nützen will. Zuerst stellte sie sich in einem Hospital zur Verfügung, in welchem die ersten sächsischen Verwundeten untergebracht waren, aber diese Thätigkeit genügte ihr nicht, und eines Tages begab sie sich ohne Empfehlungen,

ohne Unterstützung, das Wenige, was ihr nähere Freunde gaben, abgerechnet, auf den Kriegsschauplatz. Unter welchen unsäglichen Mühen es ihr gelang, bis nach Böhmen zu gelangen, wird nur der begreifen, der eine ähnliche Reise gemacht, aber die Frau mit dem weichen Herzen — so weich war es, daß sie einst in einsamer Stunde auf einem Militärkirchhofe sich selbst gelobte, an den Krankenbetten nicht mehr zu weinen, um die Kranken nicht aufzuregen, und schwer genug ist es ihr geworden, das Gelübde zu halten — hatte auch einen energischen Willen und einen klaren Verstand. Wie sie in ihrer Jugend, in abhängiger Stellung lebend, alle Mußestunden anwendete, um sich eine Bildung anzueignen, die ihrer Kindheit nicht zu Theil geworden war, so lernte sie jetzt sich auf dem Schlachtfelde bewegen, im Freien kochen, Lebensmittel herbeischaffen u. s. w. Es dauerte nicht lange, so wurde man aufmerksam auf die große sächsische Frau mit dem schwarzen Tüchlein über dem schlichtgeheitelten dunkeln Haar und der Binde mit dem rothen Kreuz am Arm. Der Soldat namentlich wußte bald den Weg zu „Mutter Simon“ zu finden, und nicht etwa der Sächse allein, ihr mildes Herz erquickte den Preußen mit derselben Freundlichkeit; bestand sie doch einmal darauf, 200 gefangene, bleibende Preußen mit in die Heimath zu nehmen, und erklärte dem österreichischen Commandanten ganz entschieden, wenn er die Preußen nicht losgäbe, ließe sie auch die Sachsen da, bis er ihr den Willen that. Die Feindschaft Deutscher gegen Deutsche hat ihr überhaupt damals viel Herzeleid gemacht, „es war mir zuweilen,“ erzählte sie später, „als ob ich gar kein Vaterland hätte, und das ist ein bitteres Gefühl.“ Aber es gab noch andere Bitterkeiten zu überwinden. Von vielen Seiten kam man ihr mit Mißtrauen entgegen, und ihre unerschrockene Art, rücksichtslos Schäden aufzudecken, die man lieber verdeckt hätte, zog ihr Feinde genug zu. Indessen wurde es bald anders, man sah, daß sie nicht nur tadeln, daß sie auch ändern und bessern konnte. „Das sächsische Weib,“ wie die Böhmen sie nannten, wußte sich in Respekt zu halten. Der internationale Verein in Dresden, dem sie in rückhaltlosester Weise einen Bericht über ihre Erfahrungen sandte, gab ihrer Stimme willig Gehör, und so hat sie auch nach dieser Seite hin Gutes gewirkt. Als sie heimkehrte, wurde sie von der Kronprinzessin Carola von Sachsen zum Mitglied des Directoriums



Mutter Simon.

K. A. V. BRENDANOUR

des Albert-Vereins ernannt, und ihr die Aufsicht über die Krankenpflegerinnen, welche der Verein ausbildet, sowie die Leitung der Armen- und Krankenpflege übertragen. Mutter Simon wurde mit Orden geschmückt und wurde die helfende Hand einer milden, geistvollen Fürstin; sie war die Miß Nightingale Deutschlands geworden, sie „das Weiß aus dem Wolke“, und sie war es geworden durch sich selbst. Raftlos schritt sie vorwärts auf dem von ihr betretenen Wege, in rührender Bescheidenheit die Verdienste Anderer anerkennend, unermüdlich die Gesellschaft derer aufsuchend, die jene höhere Bildung besaßen, die ihr nach ihrer Meinung abgeht, denn sie ahnt nicht, daß sie eine Bildung besitzt, die bei einer Frau alle andere erregt, und durch die sie eben das geleistet, was sie leistete, die Bildung des Herzens.

Das Jahr 1866 aber scheint nur die Vorbereitung dessen gewesen zu sein, was ihrer noch harrte, das Jahr 1870 sollte erst ganz und voll zeigen, was sie zu thun im Stande war. In den ersten Augusttagen ging sie als Abgeordnete des Albert-Vereins mit sechs Pflegerinnen und einem großen Transport Verbandzeug nach Frankreich; auf dem Wege dorthin ordnete sie im Fluge die Zustände in verschiedenen heftigen Hospitälern, arbeitete in Saarbrücken, in Remilly, bis sie nach Pont à Mousson kam. Was sie hier und später in Marie-aux-Chênes, in St. Privat u. s. w. leistete, will ich nicht schildern; ihre Briefe, die unter der Presse sind, werden es dem großen Publicum am deutlichsten zeigen; höchst bezeichnend aber für ihre Thätigkeit ist es, daß ein preussischer Generalarzt, der sie in einem Hospital unter Sterbenden und Kranken fand, ganz erleichtert ausrief: „Da ich Sie hier weiß, bin ich beruhigt.“ Bei den Soldaten hieß die Station der Mutter Simon einfach das „Fregcomando“. Sie gehörte nicht zu denen, die immer und überall sparen wollen, die sich fürchten, den Soldaten zu verwöhnen, sie wußte, daß die Heimat die Liebesgaben sandte mit voller Hand, und daß der Mangel, wenn er auch freilich oft genug eintrat, doch nicht von Dauer sein konnte. Vom 5. August 1870 bis zum 11. März 1871 hat Marie Simon auf dem Kriegsschauplatz gewirkt; welches Elend hat sie in diesen langen Monaten geseht! Durch Blut und Brand drang sie aufs Schlachtfeld von Gravelotte vor; später ging sie nach Douzy, dann nach Chateau-Thierry, wo sie die Evacuations-Station leitete. Vom 28. November bis zum 11. März war sie in Lagny, wo sie unter Anderen auch den Fürsten Bismarck mit einem Glase Bier erquidete.

Nach Deutschland zurückgekehrt, ruhte sie aber nicht etwa aus von ihren Anstrengungen, sondern nun besuchte sie die Hospitäler in Deutschland, und wo sie sich anerkennend über ein Lazareth aussprach, da füllten sich alle Beamten desselben geehrt. In Berlin namentlich kam man ihr freundlich entgegen. Die Kaiserin-Königin selbst zog die schlichte Frau an ihr Herz, als diese ihr die Hand küssen wollte, die vornehmsten Damen drängten sich um sie und sprachen ihr ihren Dank aus. Mutter Simon freute sich dessen, denn obgleich sie sich selbst voll Stolz ein Kind des Volkes nennt, so ist doch in ihrer Seele keine Spur von Bitterkeit gegen die höheren Stände, sie kommt ihnen weder mit Mißtrauen noch mit Schmeichelei, sondern unbefangen entgegen und hat freudig anerkannt, was aus diesen Kreisen heraus für die Krankenpflege geschehen ist.

Für diese selbst nun hat Marie Simon noch große Pläne, namentlich hegt sie den glühenden Wunsch, daß dieselbe mehr noch als bisher den Frauen überlassen bleibe, ich möchte sagen, wieder überlassen werde, denn die Krankenpflege ist ein uns entzogenes Arbeitsfeld. Im Mittelalter fiel sie fast ausschließlich den Frauen anheim, die ja sogar stellenweise die Ärzte vertreten mußten. Um ihren Plan praktisch ausführen zu können, denkt Marie Simon nun eine Heilstätte zu gründen, in der allein stehende Kranke gebildeter Stände nach ihren Principien gepflegt werden, und westlichen Krankenpflegerinnen Gelegenheit gegeben wird, sich in ihrem Beruf auszubilden, damit auf diese Weise in einem Kriege, wenn Deutschland noch einmal mit einem solchen heimgefußt werden sollte, das Herandrängen unbrauchbarer Elemente zur freiwilligen Krankenpflege möglichst vermieden werde. Mutter Simon aber möchte noch mehr thun, sie möchte ihre Heilstätte auch zugleich zu einer Freistätte für invalide Krieger des letzten Feldzugs machen, dazu aber bedarf sie der Hilfe ihrer Mitschwester. Als einen Dank deutscher Frauen an das Heer möchte sie ihre Anstalt einst zurücklassen, und sie hofft zuversichtlich, daß ihr Werk gelingen wird. Sie verlangt keine großen Opfer, sie weiß, daß sie kleinen Scherstein Viel geschaffen werden kann, begann doch August Hermann Franke die Gründung seiner großartigen, in ihrer Art einzigen Waisen- und Schulanstalten zu Halle a. S. mit einem Capital von sechszehn Groschen. „Wenn jede deutsche Frau, die ein Luxusbudget besitzt, auch nur einen Thaler, ja nur 5 Silbergrochen für meine Anstalt opfert, so ist ihr Gedeihen gesichert,“ jagt Marie Simon selbst, und sie hat dabei die Leserin des Bazar ganz besonders im Auge gefaßt, denn sie weiß, wie groß die Zahl derselben ist. Es spricht hier kein Comité zu den Reichen und Vornehmen, es spricht eine deutsche Frau zu deutschen Frauen, und sie werden einander verstehen. Die moderne Frauenfrage faßt Mutter Simon dahin auf, daß es den Frauen nicht gewehrt werde, Gutes zu thun, wo es in ihrer Hand liegt, die Krankenpflege ist nicht allein ein Recht, das wir fordern, sie ist eine Pflicht, die wir nicht veräumen dürfen. Marie Simon führt praktisch durch, was Andere theoretisch den Frauen ans Herz legen, sie hat einen schnellen, scharfen Blick für das Kleinste, das sah ich, als sie aus dem Felde zurückgekehrt, das Lazareth besuchte, in dem ich arbeitete. Ich sah sie damals zum ersten Mal, aber wir wechselten nur flüchtige Worte, später hat uns das Leben, oder besser, die freiwillige Krankenpflege einander näher gebracht, und es war mir vergönnt, einen Blick zu thun in die Pläne einer Frau, deren Haupteigenschaft es ist, daß sie neben Allem, was sie that, so energisch, beinahe männlich es auch zuweilen aussieht, doch immer eine Frau geblieben ist mit weicher Hand und mildem Herzen. Die Schwierigkeiten, die sie überwunden, bezwang sie nicht, um sagen zu können: „Das that ich!“ sondern aus Liebe zu allen Glenden, die ihre Hilfe brachten. Gott hat ihr eigene Kinder versagt, sie hat jetzt deren mehr, als sie zählen kann, und sie hat ein Mutterherz für dieselben. Es ist in vielen deutschen Vaterlande manche Frau, deren Mann, Sohn oder Bruder Marie Simon gepflegt, getröstet, durch ihr schnelles Eingreifen den Seinigen erhalten hat; werden diese Frauen sich vergebens bitten lassen, ihr Scherstein darzubringen zur Heilstätte der Mutter Simon? Gewiß nicht, denn noch nie hat sich Jemand vergeblich an die Herzen deutscher Frauen gewendet.

Cäcilie.

Novelle von Gustav zu Putlitz.

I.

Wenn man jetzt aus dem Straßenlärm der größeren Städte herauschreitet, so reißt sich an unserm Wege, namentlich wo das Terrain eine Gartenanlage begünstigt, eine elegante Villa an die andere, von geschmackvollen Blumenanlagen umgeben, beschattet von Baumgruppen, geschmückt mit Fontänen und Statuen. Erst waren diese Villen nur zur Sommerzucht der Reichen bestimmt, in die sie sich vor dem Lärm, dem Staub, der unfrischen Luft der Stadt flüchteten, dann wurden sie Wohnung für das ganze Jahr, eine Fortsetzung der Stadt, und ihr erster Zweck ging halb verloren.

Noch vor dreißig Jahren war das ganz anders. Von diesen eleganten Villen wußte man nichts, und wenn die Gesundheit eine frischerer Luft nothwendig machte, der miethete eine abgelegene kleine Sommerwohnung, an die keinerlei Anspruch von Eleganz gemacht wurde, und zu deren Charakter sogar allereinfachste Ländlichkeit gehörte. Wir wollen den Leser in eine solche einfache Sommerwohnung damaliger Zeit einführen.

Etwa eine halbe Stunde Weges von einer großen eleganten deutschen Residenzstadt, an dem hohen Ufer des Flusses, lag ein kleines unscheinbares Häuschen, ursprünglich für eine Gärtnerfamilie erbaut, denn hinter demselben streckte sich aufsteigend ein gewaltiger Gemüse- und Obstgarten. Wahrscheinlich hatte sich aber das Gehäufte vergrößert, Treib- und Glashäuser waren nöthig geworden, und so hatte sich der industrielle Besitzer höher hinauf, ganz am anderen Ende des Gartens, an der Wagenstraße, ein neues Haus erbaut, den Befehlern, wenn sie im Jagd kamen, zugänglicher und für die Verückung der Producte bequemer. Unser Häuschen hatte viele Jahre leer gestanden, höchstens zur Aufbewahrung von Obst bei besonders ergiebigen Ernten war es benützt worden. Dann hatte man angefangen es als Sommerwohnung zu vermieten und zu dem Zweck nach und nach mehr eingerichtet. Vor demselben, nach der Flußseite, war ein kleiner Gartenplatz hergerichtet, in dem üppige Hollundersträucher und ein alter Wallnusbäum, der dasand, ehe der Garten angelegt wurde, und dem zur Liebe das Häuschen etwas schief gebaut war, eine große Laube aus verwitterten rohen Holzplanken beschatteten. Ein kleiner, leicht geschwungener Zaun begrenzte das Gartenplätzchen nach dem breiten Fußweg hin, der am Flußufer entlang führte. Das Häuschen hatte nur Erdgeschos, etwas erhöht, weil geräumige Keller darunter lagen, und zu jeder Seite der Haus Thür nicht mehr, als zwei Fenster. In das hohe Dach war nach der Flußseite noch ein Giebel hineingebaut, sichtlich späteren Datums, um noch ein Zimmer zu gewinnen. Innen hatte man die ursprüngliche Hausdiele zu einer Art von Gartenhaal eingerichtet, und zu jeder Seite blieb ein einseitiges Zimmer, dann theilte ein schmaler Gang das Haus, und nach der Seite des Gemüsegartens lag, auf einer Seite, Küche mit Zubehör, auf der andern ein Domestikenzimmer und die Treppe, die nach oben zu dem geräumigen Erkerzimmer führte. Alles war schmucklos, aber sauber gestrichen und noch sauberer gehalten, so einfach die Meubles auch waren, die die Zimmer füllten. Zur Zeit, in der meine Geschichte spielt, war man noch anspruchslos in diesen Dingen. Damals wohnte in dem Häuschen die Wittve eines höheren Officiers mit ihrer eben erwachsenen Enkelin und einer Dienstmagd, ein altes Inventarium der Familie. Die Dame war von zarter, oft gestörter Gesundheit, hatte aber, theils um sich von ihrem Hausarzt nicht zu trennen, theils vielleicht aus pecuniären Rücksichten, diese billige Sommerwohnung, die ihr frische Luft und bequemen Aufenthalt im Freien gewährte, einer Badereise vorgezogen, war aber doch gegen Ende des Sommers krank geworden und hütete seit mehreren Tagen das Bett. Sie hatte sich das große, lustige Erkerzimmer im Dach zur Schlafstube genommen.

Es war Mitternacht vorüber, die Enkelin hatte der Kranken die Arznei gereicht und diese war wieder eingeschlafen, während das junge Mädchen weiter ab im Lehnstuhl saß. Das Nachtlämpchen warf, umstellt von Schirmen, so matten Schein, daß man das Zimmer fast dunkel nennen konnte.

Da öffnete sich leise die Thür, und die Schürze vor das Licht haltend, steckte die alte Magd den Kopf halb ins Zimmer, dem jungen Mädchen Winke gebend, herauszukommen. Dieses schüttelte erst wiederholt den Kopf, den Finger auf die Lippen legend, da aber die Alte sich nicht fortweisen ließ, stand sie, halb unwillig, auf und schlich auf den Fußspitzen durchs Zimmer zur Thür hinaus.

„Bist Du denn noch auf, Christiane?“ sagte sie, als die beiden auf dem engen Bodenraum an der Treppe standen. „Was hast Du denn? Die Großmama hat so leisen Schlaf.“

„Ich habe schon ein Paar Stunden geschlafen!“ erwiderte Christiane, „und will Sie ablösen, Cäcilien. Sie haben die ganze vergangene Nacht gewacht, dazu den weiten Weg nach der Stadt übernommen und alle die Besorgungen. Die gnädige Großmama ist ja gar nicht mehr so krank, und wenn Sie es so fort treiben, bekomme ich zwei zu pflegen, bis ich selbst auf der Nase liege. Etwas Rücksicht müssen Sie auf einen alten Dienstboten auch nehmen, deshalb legen Sie sich zu Bett, ich werde mich zur gnädigen Frau setzen, und ich weiß wirklich nicht, wodurch ich es verdient habe, daß Sie mir nicht einmal zutrauen, alle zwei Stunden einen Böffel Medicin reichen zu können.“

Sie hatte das wirklich ganz verdrießlich hingeprohen, aber Cäcilie war schon daran gewöhnt, daß die Alte ihre guten Absichten immer in Vorwürfe kleidete und wie scheltend hervorbrachte. Nebeler Laune war sie beständig. Das junge Mädchen lachte also und erwiderte: „Du magst Recht haben, Christiane, mir faller die Augen zu, und ich weiß ganz genau, wie gut Du es meinst, und wie ich mich auf Dich besser verlassen kann, als auf mich selbst.“

„Ach davon ist ja gar nicht die Rede!“ schalt Christiane. „Jugend braucht Schlaf, und ich nicke dann bei Tage, ab und zu, über meinen Küchentisch ein. Wenn wir nur erst wieder in der Stadt wohnen. Hier ist Alles so beschwerlich in der alten Barake. Um eine Messerspiße voll Salz muß man zwei Stunden laufen. Und dann drei Frauenzimmer so allein in der Einsamkeit, in der man keinen Christenmenschen abrufen kann. Dazu spuken die Ratten im Keller, daß man sich bei Tage graulen könnte, und keine Nacht schlafte ich vor Angst.“

„Du bist nicht geschick!“ lachte Cäcilie. „Was soll uns denn geschehen? Fürchtest Du Diebe und Mörder, oder machen Dir Gespenster Angst?“

„Malen Sie den Teufel noch an die Wand!“ schalt die Alte.

„Und das in der Mitternachtsstunde. Da nehmen Sie mein Licht und legen Sie sich auf's Ohr!“

Sie schüttelte unwillig den Kopf, klinkte leise die Thür zum Zimmer der Kranken auf und schlüpfte auf den Strümpfen hinein. Cäcilie stand noch eine Weile und lauschte, ob die Großmutter auch nicht aufgeweckt sei. Alles war todtentstill. Sie war wieder ganz nach geworden, und die Furcht der alten Dienerin, so wenig sie dieselbe theilte, hatte doch ihre Nerven aufgeregert. Sie wollte nicht so allein dastehen bleiben, wollte die unheimliche Empfindung, die sie unwillkürlich besah, im Schlaf, der ihr noth that, vergessen. Sie schlich die Treppe hinunter, ganz leise, um die Schlafsterin nicht zu wecken, und wollte über den Gang schlüpfen in ihr Schlafzimmer, auf jener Seite des Gartenhaals, während auf dieser das Wohnzimmer für die Großmutter eingerichtet war, in dem sie ihren Schreibschrank hatte und ihre Papiere aufbewahrte. Da sie stand noch auf der letzten Stufe der Treppe, hörte sie ein Geräusch im Wohnzimmer der Großmutter. Es war als würde eine Scheibe eingedrückt, nicht klirrend, aber dumpf. Vielleicht war ein Vogel dagegen geflogen, oder der Wind hatte ein Blatt ans Fenster geweht. Cäcilie, die den Schritt gehemmt und den Athem angehalten hatte, wollte schon lachen über ihren Schreck, für den sie Christinens albernem Reden die Schuld gab, da hörte sie dumpf, aber ganz deutlich, Schritte im Zimmer. Sie neigte das Ohr zur Thür, da war es eine Weile still, aber nun ganz laut ein Krach, wie von einem Brecheisen. Sie überlegte. Sollte sie die alte Magd rufen? Abgesehen, daß ihr die wenig Hilfe sein würde, hätte sie die Kranke geweckt und erschreckt, und das mußte sie kränker machen, konnte ihr Tod sein. Was auch geschehe, das durfte sie nicht. Sollte sie allein es wagen? Das junge, beherzte Mädchen, das neben der fast immer kränkelnden Großmutter, die Energie und Muth in allen Vorkommnissen hatte haben müssen, zauderte nicht lange. Sie nahm alle ihre Entschlossenheit zusammen und, in der einen Hand das Licht hoch haltend, riß sie mit der andern die Thür auf und leuchtete hinein ins Zimmerchen. Da beugte sich über den erbrochenen Schreibschrank der Großmutter ein Mann in einen weiten Mantel gehüllt. Cäcilie schrat zusammen, und zitternd ließ sie den eisernen Leuchter der alten Christiane auf den Tisch niedersinken, daß er klirrend aufstieß. Aber auch der Mann vor dem Schreibtisch erschrak heftig und hob den Mantel vor das Gesicht, daß nur noch die Augen darüber fortstarren auf die Erscheinung, die sein verbrecherisches Werk unterbrochen hatte. Cäcilie sah sein schneues Zusammenfahren, und das gab ihr ihren ganzen Muth wieder, den Muth des Rechtes dem Unrecht gegenüber.

„Zurück, Mensch!“ rief sie, „was thun Sie da?“

Der Mann stand eine Weile unbeweglich. Die unerschrockene Haltung des jungen Mädchens schien ihm zu imponiren. Dann aber, mit unsicherer Hand, griff er in die Brusttasche, zog ein Pistol hervor, richtete es auf Cäcilie und sagte dumpf, fast lautlos: „Zurück, oder es gilt Ihr Leben.“

Cäcilie hatte es auf den ersten Blick gesehen, der Hahn der Pistole war nicht aufgezogen, und die Hand zitterte, die die Waffe auf sie richtete. „Veere Drohung!“ rief sie fast höhrend. „Einem wehrlosen Mädchen gegenüber brauchte es nicht einmal einer Waffe.“

Der Mann ließ das Pistol sinken, Cäcilie verfolgte die Hand, die es hielt, mit sicherem Blick. Da glänzte ein Ring am Finger, der ihr auffiel. Sie mußte ihn schon einmal, ja sie mußte ihn kürzlich gesehen haben, aber die Noth des Augenblicks ließ sie nicht nachdenken. Es war ein Goldtopas, der auf blühte im Schein des Lichtes, als die Hand niedergelitt, ein Siegelring, gehalten von zwei Drachenköpfen aus Silber, die auf dem Goldreif aufgelegt waren. Der Ring, die wenig Worte, die der Mann gesprochen hatte, seine zitternde Haltung, gaben dem jungen Mädchen die Ueberzeugung, die wie ein Blitz durch ihre Gedanken fuhr, daß nicht ein in der Sünde erprobter und erfahrener Dieb vor ihr stünde. Sie trat einen Schritt näher, ihn ins Auge zu faßen, aber ein breitkrämpiger Hut, tief in die Stirn gedrückt, und ein augenscheinlich falscher Bart verdeckten vollkommen die Züge des vom Licht abgewandten Gesichtes.

„Zurück vom dem Schrank!“ rief Cäcilie, „wenn ich nicht um Hilfe rufen soll.“

Der Mann schien seine Fassung wiedergewonnen zu haben. Er richtete sich auf und, Cäcilien's Hand krampfhaft faßend, flüsterte er ihr zu: „Nicht allzu vernessen, mein Fräulein. Zwingen Sie mich nicht, Gewalt zu gebrauchen. Ich muß Geld haben, es geht um meine Ehre.“

„Und Ihre Ehre wollen Sie retten durch ein Verbrechen?“ rief Cäcilie. „Ein Verbrechen, zu dem Ihnen sogar der Muth fehlt.“

Der Mann schlug sich mit der Faust vor den Kopf. „Muth?“ sagte er. „Sie könnten Recht haben, wenigstens der Muth dazu.“ Dann fuhr er mit weichem, fast flehendem Ton fort: „Lassen Sie uns verständlich verhandeln. Ich brauche Geld, fünfshundert Thaler, ehe der Tag anbricht, Mehr, als mein Leben, als meine Existenz hängt daran. In jenem offenen Fach liegt Geld, mehr, als ich gebrauche. Wer hindert mich, es zu nehmen? Denn Sie können Niemand rufen, als die alte Magd, die oben bei der Kranken wacht. Und wäre das eine Hilfe? Ich rühre das Geld nicht an und nehme nur diesen Brief, der gerade entfällt, was ich gebrauche. In wenig Wochen, denke ich, ist das Geld wieder in Ihrer Hand. So ist's nur ein Darlehn!“

Cäcilie ließ sich in einen Stuhl sinken. „Sie haben Recht. Ich fühle es an dem Druck, mit dem Sie meine Hand faßten, daß ich zu schwach bin, mit Ihnen zu ringen, Ihr Verbrechen zu hindern.“

„Nur, so begnüge ich mich mit dem Brief,“ fuhr der Mann fort. „Dafür, mein Fräulein, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, keine Anzeige zu machen von dem, was hier geschah, bis die Sonne des heutigen Tages sinkt.“

„Ich verschwende mein Ehrenwort nicht an einen Dieb!“ sagte Cäcilie.

Der Mann sank vor ihr nieder. „Muthiges, hochherziges Mädchen!“ rief er, „laß mich nicht die Schmach dieses Augenblickes noch bitterer empfinden, oder, bei Gott, ich sterbe zu Deinen Füßen. Erbarme Dich meiner!“

Das junge Mädchen richtete sich hoch auf und trat einen Schritt zurück, als sollte die Berührung des Verbrechers sie nicht beslecken. Mit dem ganzen Stolz der Verachtung sah sie auf den Menschen, der wie zerschmettert vor ihr lag. „Erbärmlicher Brähler!“ rief sie, „wenn mich das nicht zur Theilnehmerin an Deiner feigen Schuld machte, würde ich schweigen, wie Du es verlangst.“

„Du wirst es, auch ohne mir Dein Wort zu geben!“ sagte der Mann, „denn Du bist gut wie Du muthig bist, und wirst einen Menschen retten, selbst wenn Du ihn verachtest. Das weiß ich.“

Er war aufgesprungen, hatte den Leuchter vom Tisch geworfen, daß er klirrend zu Boden rollte und das Licht verlisch, dann stürzte er zum Fenster und verschwand mit einem Sprung in die Nacht.

Cäcilie stand lange unbeweglich. Endlich zusammenschauernd, als dürfe sie nicht weilen an der Stätte des Verbrechens, raffte sie sich auf, trat in den Gartensaal, schloß hinter sich die Thür und tappte sich in ihr Schlafzimmer. In den Kleidern warf sie sich aufs Bett und brach in einen Strom von Thränen aus.

II.

Schlaflos hatte Cäcilie den Rest der Nacht zugebracht. Als der Tag fast ergraute, hatte aber die Natur ihr Recht verlangt, und ein fester Schlaf, wie ihn nur die Jugend kennt, gesundete die Ermüdungen und Erregungen der letzten Stunden. Die alte Christiane war mehrere Male in ihr Zimmer getreten, um zu melden, daß die Großmutter eine ruhige Nacht gehabt hätte, aber immer hatte sie leise den Fuß zurückgezogen, wenn sie die junge Gebieterin so friedlich schlummernd, gewahrte, und dann mürrisch vor sich hingemurmelt: „Ja, das schläft. Das Haus könnte man forttragen, die würde es nicht merken!“

Endlich, als die Sonne längst hell und freundlich in die Fenster schien, wachte Cäcilie sich auf und nun mußte sie sich bestimmen, was denn Traum, was Wirklichkeit gewesen sei von den Erinnerungen der Nacht, die wir durch ihre Gedanken zogen. Sie war aufgesprungen, in das Gartenzimmer getreten und schon wollte sie die Hand auf die Klinke legen, um das Schreibzimmer der Großmama zu öffnen, um sich zu überzeugen, daß sie nicht geträumt habe, aber eine eigenthümliche Scheu hielt sie zurück und hemmte ihren Schritt. Sie wußte Alles wieder ganz genau, und in dem hellen und heitern Schein des Tages erschien es ihr milder, bedeutungsloser. Durch die Empfindung von Verachtung gegen den Unbekannten, der ihr jämmerlich vorkam, von Ekel über die feige That, ging ein Zug von Erbarmen mit einem Gesichte, das so tief hatte können sinken lassen, das noch tiefer sinken lassen mußte, wenn die Strafe des Gesetzes den Schuldigen erreichte. Sie schalt dies Erbarmen eine Schwäche und war entschlossen, sofort Anzeige von dem Einbruche, von der Entwendung zu machen. Aber dann begann sie sich anders. Sollte sie die Großmutter beunruhigen, deren erschöppte Nerven so sehr der Spannung bedürftig? Sollte sie durch schnelle Anzeige, durch Mittheilung der Combinationen, die sie sich zusammengestellt hatte, den Schuldigen dem Richter überliefern? Es kam ihr das vor wie eine neue Berührung mit dem Menschen, den sie so tief verachtete, wie ein Eingreifen in sein Geschick, und sie hätte ihn am liebsten vergessen. Ja, der Gedanke, sie könnte mit dem Einbrecher konfrontirt werden, war geradezu unerträglich. Das ganze Ereigniß hatte in der durchwachten Nacht fast einen romantischen Schein für das junge, ebenso poetisch erregbare als muthige Mädchen angenommen, und in dem verblähten gemildert das Verbrechen. Das wollte sie sich nun nicht eingestehen, aber um alle Theilnahme für den Menschen zu ersticken, wollte sie ihm, um Alles in der Welt, niemals wieder begegnen, seinen Namen nicht wissen, von seinem Geschick nichts weiter hören. Er sollte ihr Leben nicht wieder berühren.

Hatte sie denn die Spur, die ihn entdecken mußte? Sie zweifelte nicht daran. Woher konnte er wissen, daß der Brief im Schreibisch, den er mitnahm, gerade fünfhundert Thaler enthielt? Sie hatte am Tage vorher den Brief selbst von der Postexpedition in der Stadt abgeholt und rief sich alle Vorkommnisse dabei in das Gedächtniß zurück. Der Brief war an die Großmutter und enthielt den vierteljährlichen Pacht eines kleinen Familiengutes. Mühsam hatte die alte Dame in ihrem Bett den Postschein untersucht, und Cäcilie, die ohnehin in die Stadt ging, um allerlei Besorgungen zu machen, hatte es übernommen, den Brief selbst abzuholen, was die überaus peinliche Großmama nicht einmal der alten, bewährten Christiane gern anvertraute. Als das junge Mädchen an den Schalter treten wollte, um ihren Postschein hinzuzureichen, mußte sie eine Weile warten, denn es stand gerade ein junger, sehr elegant gekleideter Herr am Schalter und verhandelte mit dem Beamten, der ihm eben seinen Paß zurückgab. „Es ist kein Brief da unter Ihrer Adresse!“ sagte der Beamte.

„Er muß, muß da sein!“ rief der junge Mann halb erschreckt, halb mit einem unverkennbaren Ton von Verzweiflung. „Ich erwarte den Brief seit acht Tagen, und heute ist der letzte Moment. Wollten Sie nicht noch einmal nachsehen? Meine Unterschrift befindet sich der Paß, der dieselbe trägt, und wenn sie ein Siegel verlangt, so habe ich mein Familienwappen mitgebracht!“ Dabei zeigte er den Ring an seinem Finger, einen Goldtopas, gehalten von zwei silbernen Drachenköpfen, aufgelegt auf den Goldreif.

„Ich wiederhole Ihnen,“ sagte der Beamte schon etwas ungeduldig, „daß kein Brief für Sie da ist!“

„Ein Brief mit fünfhundert Thalern,“ nahm der Fremde wieder das Wort. „Ich dachte, als Sie durchblättern, hätte ich fünfhundert Thaler auf einem Briefe gelesen!“

Nun wurde der Postbeamte wirklich heftig. „Es kommen mehr Briefe mit fünfhundert Thalern, als einer!“ sagte er, „und der, den Sie meinen könnten, der einzige heute, ist an eine alte Dame, die hier wohnt. Er liegt schon mehrere Tage, wahrscheinlich, weil die Empfängerin jetzt nicht in der Stadt ist, sondern in einer Sommerwohnung am Kirchthal Weinberg. Bitte, Sie sehen, daß noch Andere meiner bedürfen, mein Herr. Halten Sie den Verkehr nicht auf!“

Der junge Mann schlug sich mit der Hand vor die Stirn und ging, aber erschröpft lehnte er sich an den Pfeiler des Thorweges. Cäcilie hatte, verlegen die Scene belauscht zu haben, das Auge nicht aufgeschlagen, sie reichte ihren Postschein durch das Fensterchen, auf den ersten Griff fand der Beamte ihren Brief, schob ihn mit höflichem Gruß, laut ihren Namen nennend, hinaus, und das junge Mädchen ging. Der Abend fing schon an zu dämmern, und so beickte es den Schritt um so mehr, als es, nach einer Weile, Schritte hinter sich hörte, die ihr vom Thor aus zu folgen schienen. Cäcilie war, wie gesagt, keine furchtsame Natur, aber sie wagte doch nicht, sich umzusehen, dachte aber auch kaum noch an den jungen Mann an dem Schalter der Postexpedition, sondern schritt festen Schrittes hin. Im Häuschen angekommen, ging sie sofort in das Schreibzimmer der Großmama, zündete ein Licht an, schloß den Schreibsecretair auf, zu dem sie seit der Krankheit der alten Dame den Schlüssel führte, und trug den Brief in das Rechnungsbuch ein, ohne ihn zu erblicken. Die Großmutter war so pünktlich in allen Geldsachen, und die Enkelin

wußte, daß ihre erste Frage sein würde: „Hast Du das Geld bekommen und eingetragen?“ Sie wollte ihr mit einem „Alles in Ordnung, Großmama!“ antworten können.

Alles das vergegenwärtigte sich das junge Mädchen und brachte es mit dem Einbruch in Verbindung. Man hatte gehört, daß sie einen Brief in Empfang nahm, selbst die Summe, die er enthielt, war ausgesprochen worden. Man war ihr gefolgt bis vor das Haus, hatte leicht, da sie Licht anzündete, vom nahen Fußwege sehen können, wohin sie den Brief legte, in dem hellen Zimmer. Die Localität des Häuschens war so leicht zu errathen. Und hätte sie noch einen Zweifel gehabt, der Ring mit dem Goldtopas und den Drachenköpfen mußte ihr auch den benehmen. Eine einfache Anfrage bei dem Postbeamten, der ja den Paß des jungen Mannes, der den auffallenden Ring am Finger trug, in Händen gehabt, den Namen geleihen hatte, mußte den Thäter finden lassen und dieser selbst hatte angenommen, daß eine einfache Anzeige, ehe die Sonne nach seiner That gesunken sei, ihn entdecken müsse.

Cäcilie sah, daß sie die Lösung des Geheimnisses, das Schicksal eines Menschen in Händen hatte. Sie versuchte sich die Züge des jungen Mannes vor dem Postbureau ins Gedächtniß zurückzurufen, aber sie hatte sie kaum gesehen, nur mit flüchtigem Blick gestreift, aber sie meinte, daß sie jung, edel und fast schön gewesen wären, hätte nicht der Ausdruck der Verzweiflung sie entstellte. Sie wollte das Räthsel nicht lösen, den Namen nicht wissen, den Thäter durch ihre Anzeige nicht der Strafe des Gesetzes übergeben. „Aber,“ fragte sie sich, „mache ich mich durch mein Schweigen nicht gewissermaßen zur Mitschuldigen, zur Fehlerin des Verbrechens? Wäre es nicht Pflicht, den Verbrecher unschädlich zu machen?“ Aber dann stellte sie sich vor, daß vielleicht eine ganze unschuldige Familie in die Schande des Einzelnen mit hineingezogen werden könnte, die Strafe, für diesen gerecht, das Glück Vieler zertrümmern würde. Ziemlich sie überlegte, desto fester wurde sie in dem Entschluß zu schweigen, und je mehr Gründe sie dafür suchte, desto mehr wollte sie sich fortbemühen, daß der eigentliche, durch alle anderen durchziehende, der war, daß sie, trotz Verachtung und Abscheu, doch ein Mitleid für den Unbekannten fühlte, das fast Theilnahme wurde, ja daß sie eine Möglichkeit der Entschuldigung für denselben suchte, so wenig ihr das gelingen wollte.

Vielleicht würde man ihr eine ungewöhnliche Aufregung angemerk haben, die ihr Geheimniß verrathen, den Entschluß, zu schweigen, unmöglich gemacht hätte, wären ihr nicht die augenblicklichen Verhältnisse des Hauses zu Statte gekommen. Sie löste die alte Christiane wieder ab im Krankenzimmer der Großmama, und wenn diese sich auch viel besser befand, war sie doch theilnahmslos und wortkarg, meist schlummernd. Da sah denn Cäcilie, unbeobachtet, ihren Gedanken nachhängend, mit ihrer Arbeit am Fenster, dessen Vorhänge geschlossen waren. Alles war wieder so still und friedlich um sie her. Christiane verließ die Küche und ging zu Besorgungen auf mehrere Stunden in die Stadt. Das ganze Ereigniß hätte noch Tage lang ganz unbedenkerlich bleiben können, hätte nicht der Gärtner, der Besitzer des Hauses, der sich in dem kleinen Vorgärtchen am Nachmittage zu thun machte, die eingedrückte Scheibe gesehen und die Spuren des Pechpflasters, mit dem das Geschehen sein mußte. Er lugte durchs Fenster, sah den Schreibsecretair auf in dem leeren Zimmer, was sonst niemals der Fall war, und machte Christiane, die gerade aus der Stadt kam, darauf aufmerksam. Diese war nahe daran, ein großes Geschrei zu erheben, aber der Gärtner, dem auch an der Sicherheit seines Häuschens gelegen war, und der dasselbe nicht in gefährliches Renommée zu bringen wünschte, hielt ihr die Rücksicht vor, die Kranke nicht zu erschrecken und nur das gnädige Fräulein ganz leise zu rufen.

Cäcilie kam auf den Wink der alten Dienerin und hatte sich nun schon so weit gefaßt, daß sie ganz ruhig blieb. Sie unterdrückte mit den Beiden den Schrank und erklärte, indem sie das Fach mit dem Gelde aufzog, es fehle Nichts, und lobte die Rücksicht auf die Großmama, die von dem Vorfall Nichts erfahren dürfe. Der Gärtner unterstützte sie in eigenem Interesse. Wer hätte wieder das Häuschen gemietet, wenn man es dem Einbruch ausgesetzt wußte? Einen Hund wolle er aber Nachts vor dem Hause an die Kette legen, meinte er. Aber daß ein Einbruch, wenn auch ein gestörter, versucht sei, könne man sich nicht verschweigen. Der Schrank war aufgebrochen, das Fenster eingedrückt, und — da führten auch die Fußstapfen — und zwar eines zierlichen, eleganten Stiefels vom Fenster über den Zaun, hin und zurück. Dann waren sie auf dem festgetretenen Fußweg am Fluß nicht mehr zu verfolgen. Aber was hing denn da an einem Weidenzweig des Ufers, fast im Fluß? Cäcilie zitterte vor einer Spur, die sich verrätherisch zeigen würde, ja der Gedanke an einen Selbstmord stieg ihr auf und entsetzte sie. Da brachte der Gärtner, der bis ans Wasser hinab gestiegen war, einen dunkeln falschen Bart zum Vorschein, wie man ihn zur Vermummung auf den Maskenbällen unzubringen pflegte. Der Thäter hatte ihn augenscheinlich in den Fluß werfen wollen, und da war er denn an den Weiden hängen geblieben. Der Mann lachte über das Ding und noch mehr über die alte Christiane, die sich davor entsetzen wollte und es ein Mordinstrument nannte, das sie um Alles in der Welt nicht berühren würde.

Alle Drei, besonders auf Cäcilien's entschiedenen Ausspruch, beschloßen nun, von der ganzen Angelegenheit nicht zu reden und keine Anzeige davon bei der Behörde zu machen. Der Gärtner war damit ganz einverstanden, Christiane gab freilich auch ihr Wort, zu schweigen, was sie aber nicht hinderte, bei allen ihren Bekannten Anspielungen darauf zu machen, halbe Worte hinzuwerfen, die in besonders vertraulichen Momenten zu einer vollständigen, oft sogar übertriebenen Erzählung wurden. Im Winter, als die wieder vollkommen genesene alte Dame mit Cäcilie längst ihre Stabwohnung wieder bezogen hatte, wußte die ganze Residenz von der Geschichte, und Cäcilie hatte der Großmama soweit Mittheilung zu machen nöthig gefunden, als die Beobachtungen des Gärtners und Christianens Mittheilung gingen. Die fehlenden fünfhundert Thaler hatte sie aus ihrer eigenen Taschengeldkasse ergänzt, ja weil dasselbe nicht soweit reichte und sie die Rechnung der peinlich pünktlichen alten Dame ganz genau übergeben mußte, ein altes ihr liebes Schmuckstück, eine von einem Kranz kleiner Brillanten eingesetzte Camée, Minerva mit Krönung und Eule vorstellend, verkauft. Das war ein Erbstück von einer Verwandten, und mit schwerem Herzen gab sie es hin, obgleich sie den altnodigen Schmuck, der eigentlich eine Maritität für Freunde von Antiken war, niemals trug. Damit erkaufte sie sich ihr Geheimniß, die ungetheilte Erinnerung an den räthselhaften Vorfall.

(Fortsetzung folgt.)

Lady Montagu.

Von Ida von Düringsfeld.

Es war in Venedig, daß ich zum ersten Male vollständig die Briefe der Lady Mary Wortley Montagu las, die wir Deutschen uns als Lady Montagu mündrecht gemacht haben. Da, vom October 1739 an, die meisten der Briefe aus Venedig geschrieben sind, so ergaben sich die interessantesten Vergleichen zwischen Venedig in der letzten Epoche seiner Selbstständigkeit und Venedig unter der österreichischen Herrschaft. Noch mehr jedoch fesselte mich der Theil der Correspondenz, welcher aus Lovere am Iosepsee datirt ist. Die Schilderungen, in welchen diese mir bis dahin gänzlich unbekannt Dertlichkeit erschien, waren so originell und so unterhaltend, daß ich eine wahre Sehnsucht bekam, den Schauplatz derselben mit eigenen Augen zu sehen. Die Umstände waren nicht günstig; ich mußte mir meinen Wunsch aufheben. Ich that es zweiundzwanzig Jahr hindurch. Dann gelangte ich an den Iosepsee und nach Lovere und hatte als Lohn für meine innere Beharrlichkeit das Vergnügen, Lady Mary dort noch unvergessen zu finden. Unsere Wirthein, die Signora Colombo im Albergo Sant' Antonio, wußte gleich, was ich wollte, als ich nach einer englischen Dame, die hier wohnte, zu fragen anfang. „Die Contessa Monteschü,“ sagte sie, „ja, ich kenne sie; mein Großvater erzählte immer von ihr und die Engländer, die herkommen, fragen immer gleich nach der Contessa Monteschü.“ Sie nannte mir den Garten Bassini hinter dem Kirchhofe als das Grundstück, welches die Contessa früher besessen habe. Auf dem Wege dahin machte sich ein Lovere an uns, welcher, im Fall unser Aufenthalt sich verlängern sollte, in unseren Dienst zu treten wünschte. Um uns für sich einzunehmen, versicherte er uns mit höchster Ernsthaftigkeit: er habe die Contessa Monteschü auch bedient. Als Lady Mary ungefähr fünf Jahre lang abwechselnd in Lovere „residirt“ hatte, beschloßen die Lovaresen, durchdrungen von der Ehre, die sie dem Städtchen erwies, ihr noch bei Lebzeiten eine Statue setzen zu lassen. Es würde das auch ohne ihr Wissen geschehen sein, hätte nicht der Bildhauer, welcher damit betraut werden sollte, den sehr natürlichen Wunsch geäußert, die von ihm darzustellende Tame zu sehen. Lady Mary geriet in keinen geringen Schrecken. Man würde, fürchtete sie, in England wenigstens nicht zu sagen verfehlen, sie habe sich selbst die Statue errichten lassen, und so aufrichtig sie den Lovaresen auch für ihren guten Willen danke, weigerte sie sich doch entschieden, dem Künstler zu sitzen. Es kostete sie keine geringe Mühe, ihre eigensinnigen Verehrer von dem Plan zu ihrer Verherrlichung abzubringen; erst auf die Versicherung, ihre Religion erlaube es nicht, ließen sie davon ab. „Da ich mit einem Buche dargestellt werden sollte, welches als Beweis der Canonisation gegolten hätte,“ schließt ihr Bericht über diese Sache, „wäre ich, nachdem ich vergessen worden wäre, sicherlich als irgend eine Heilige angebetet worden.“ Was würde Lady Mary gejaugt haben, wenn sie vorausgewußt hätte, daß selbst Diener ihren Namen als Empfehlung benutzen würden? Den Lovaresen von 1751 kann man ihre große Verehrung noch weniger verdenken. Lovere hat noch heute, wie jeder kleine Ort, der seitab von der Welt liegt, den lebhaftesten Ehrgeiz, besucht und bewohnt zu werden; auch der unbedeutendste Ausländer wird dort nicht nur sehr gern gesehen, sondern als „Person von Qualität“ betrachtet. Wie gleichmüthig und erhaben mußte folglich damals die Stadt sich fühlen, daß eine Dame von der socialen Bedeutung der Lady Mary, welcher Venedig gastlich offen stand, es vorzog, sich in Lovere niederzulassen.

Lady Mary Pierrepont, geboren 1690 zu Thoresby in Nottinghamshire, war die älteste Tochter von Evelyn, Grafen von Kingston, welcher 1706 von der Königin Anna zum Marquis von Dorchester und 1715 von König Georg I. zum Herzog von Kingston erhoben wurde. Ihre Mutter, Lady Mary Fielding, Tochter des Grafen von Denbigh, starb 1694, bald nach der Geburt eines Sohnes. Zwei Töchter, Lady Frances, später Gräfin von Mar, und Lady Evelyn, welche Lord Gower heirathete, waren zwischen Lady Mary und ihrem Bruder William geboren worden.

Lord Kingston war noch ein zu junger Mann, um ein weiser Vater sein zu können. Lady Mary wurde frühzeitig darüber aufgeklärt, daß sie sowohl eine Schönheit, wie ein „wit“ sei. Sie hatte noch nicht acht Jahre erreicht, als Lord Kingston auf den Einfall kam, in einer Versammlung seines Clubs, wo die „Toasts“ für das Jahr ausgewählt wurden, seine älteste Tochter als Candidatin aufzustellen, indem er versicherte, daß sie sämtliche Damen auf der Liste bei weitem überträfe. Die übrigen Mitglieder zögerten, denn die Statuten des Clubs untersagten ihnen die Wahl einer Schönheit, die sie noch nie gesehen hatten. „Dann sollt Ihr sie sehen!“ rief der eitle Vater und ertheilte die nöthigen Befehle. Auf das schönste gepußt wurde sie zu ihm in die „Taverne“ gebracht, wo man sie mit Jubel empfing und der Ehre, ein „Toast“ zu werden, einstimmig für würdig erklärte. Ihre Geistesgröße wurde ausgebracht, ihr Name auf einem Trinkglas eingegraben, sie selbst mit Bonbons, Liebkosungen und Schmeicheleien förmlich überschüttet. Nie wieder in ihrem ganzen späteren Leben hat sie, ihrem eigenen Geständniß nach, einen so durch und durch glücklichen Tag erlebt, aber wie gefährlich hätte die auf solche Weise erregte Eitelkeit dem Kinde und der künftigen Frau nicht werden können, hätte Lady Mary nicht zu ihrem Glück das große Schutzmittel eines lernbegierigen Sinnes besessen.

Es ist vielfach angenommen worden, sie habe die classischen Lehrtstunden ihres Bruders getheilt und sich dadurch ausgebildet, doch scheint das mehr als zweifelhaft nach der Art, wie sie später für Frauen eine gelehrte Erziehung anempfiehlt und zugleich von ihrer eigenen als „einer der schlechtesten in der Welt“ spricht. Gleichviel indeßen, wie sie ihre Bildung gewonnen, ob durch Unterricht, ob durch Selbststudium, gewiß ist es, daß sie, noch nicht zwanzig Jahr alt, bereits stoische Maximen aus den alten Sprachen übersezte. Vor gelehrtem Pedantismus blieb sie glücklicher Weise bewahrt, da sie den natürlichen Hang des jungen Mädchens für Romanlesen besaß. Sämmtliche neun- und zehnbändige belletristischen Ungethümle jener Periode waren in ihrem Besitze.

Ihr eigener Roman sollte bald anfangen. Der Held desselben war Edward Wortley Montagu, der Bruder ihrer schönen Jugendfreundin Anne Wortley Montagu, welche von Lady Mary in deren geistvollen Mädchenbriefen dem damaligen Gebrauch nach so höflich wie dear Mrs. Wortley genannt wird. Ein ernsthafter junger Mann, viel gereist und sehr gründlich durchgebildet, nur mit den wits und scholars Londons verkehrend und die karten spielende und klatschliche weibliche Gesellschaft des Tages von oben herunter verabscheuend, mußte Edward Wortley sich unfehl-

bar in Lady Mary verliehen, als er sie einst zufällig bei seiner Schwester antraf. Seine erste Artigkeit gegen sie ist charakteristisch für Beide: Lady Mary hatte den Quintus Curtius noch nicht gelesen; Edward Wortley schickte ihr ein prachtvoll gebundenes Exemplar und schrieb zehn Verse hinein, in welchen nicht weniger vorkommt, als Persien, Griechenland, Indien, Syrien, der Macedonier, der Strom der Museen und der Sohn Ammon's.

Der Anfang der Liebe war classisch, ihr Verlauf modern romantisch. Das männliche und weibliche Element kämpften gegeneinander, wie nur in irgend einem Roman von Currier Bell oder Julia Ravanagh. Der Mann verlangte mehr Leidenschaft, als die Frau zu geben hatte; erbittert darüber ließ er es an Verlegungen und Verkennungen nicht fehlen. Lady Mary erlitt, was der Fluch der weiblichen Ueberlegenheit ist: das männliche Mißtrauen in die Fähigkeit ihres Herzens. Die schöne Anne, die vielleicht zwischen Bruder und Freundin ein besseres Verständniß vermittelt hätte, war gestorben, bevor die wunderliche Liebescorrespondenz zwischen dem originellen Paare begann; Lady Mary mußte sich allein gegen die Anschuldigungen ihres Anbeters verteidigen. Sie that es mit rührender Würde, aber sie überzeugte ihn nicht: er mußte einen besonderen Genuß in dem Glauben finden, daß sie, mit ihm verheiratet, einen Monat leidenschaftlich an ihm hängen würde und im nächsten an „Jemand anders“. Sie wurde mühselos und schmerzlich zornig. „Ich fange an, meiner Demuth müde zu werden,“ schreibt sie. „Unsere Tanten und Großmütter sagen uns immer, der Mann sei ein Geschöpf, welches nur beständig sein könne, wenn es schlecht behandelt würde. Es war eine Art Paradoxon, woran ich nie glauben konnte: die Erfahrung hat mir die Wahrheit desselben gelehrt. Ihr seid der Erste, mit dem ich je eine Correspondenz hatte, und ich danke Gott, daß ich für mein ganzes Leben damit fertig bin. Ihr sagt: Ihr seid noch nicht entschieden; laßt mich für Euch entscheiden und Euch der Mühe überheben, wieder zu schreiben. Adieu für immer; gebt keine Antwort.“

Es versteht sich von selbst, daß er antwortete und daß sie wieder schrieb und er wieder schrieb, bis sie am 12. August 1712 heimlich getraut wurden. Bei der officiellen Bewerbung um Lady Mary war Herr Wortley mit Lord Dorchester in einen Meinungsconflict über das englische Erstgeburtsrecht gerathen. Weder der eine, noch der andere war ein Mann zum Nachgeben, Herr Wortley mußte sich empfehlen, und Lord Dorchester suchte für seine Tochter einen Gatten, welcher die nationale Ehrfurcht vor nationalen Institutionen hatte. Der schüchterne Einspruch Lady Mary's wurde nicht gehört, die Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit waren im Gange, da verließ sie das väterliche Haus. Sie, welche schon als junges Mädchen stets philosophirte und selbst in ihren Briefen an Herrn Wortley nie von Liebe, sondern immer nur von Freundschaft sprach, debütirte in der Welt so gut, wie nur irgend welche Miß aus einer Kostschule, mit einer romantischen Heirathsgeschichte.

Lord Dorchester grollte lange über ihren Ungehorsam, und die Mittel Herrn Wortley's waren in den ersten Jahren seiner Ehe noch beschränkt; so lebte denn Lady Mary hier und da, meistens in Zurückgezogenheit, häufig durch seine parlamentarischen Verpflichtungen von ihm getrennt. Nur selten kam auch sie nach London; erst als 1714 durch den Tod der Königin Anna sich die Stellung Herrn Wortley's änderte, sehen wir Lady Mary in der Stadt und am Hofe. Hier stand sie bei dem Prinzen von Wales, später Georg II., so lange in großer Gunst, bis sie die Aufmerksamkeit Georg's I. auf sich zog. Addison, ein Freund ihres Mannes, und Pope wurden ihre lebhaften Bewunderer. Es ist ergötzlich, in welchem Stil Pope an sie schrieb, während Herr Wortley Gesandter in Constantinopel war. Man glaubt statt des verwachsenen Poeten von Twickenham einen ritterlichen Troubadour zu hören. Auch erzählt Pope ihr die Geschichte von „Jefferey Rude!“ und der schönen Gräfin von Tripolis und macht folgende Nutzenanwendung auf Lady Mary und sich: „Und wenn ich so gestorben wäre, so hätte Ihr wahrscheinlich für mich Alles gethan, was die Gräfin von Tripolis that, ausgenommen, daß Ihr nicht Nonne geworden wäret.“

Trotz dieser epistolären Beiseidenheit ließ Pope, als Lady Mary aus dem Orient zurückgekehrt war, sich eines Tages zu dem Wahn hinreißen, eine ernstliche Erklärung seinerseits könne von der schönen, vornehmen und gefeierte Frau ernsthaft aufgenommen werden. Lady Mary that auch ihr Bestes, ernsthaft, ja sogar entrißet auszuweisen, aber sie brachte das nicht zu Stande, sondern brach in unmäßiges Gelächter aus. Von diesem Augenblicke an war Pope ihr bitterer Feind, und sie fühlte seine Zunge auf eine so empfindliche Weise, daß sie noch zwanzig Jahre später ihn als „die boshafte Wespe von Twickenham“ bezeichnete.

Auch andere Feinden mangelten nicht. Lady Mary's Zunge war nicht weniger scharf, als die Pope's, und sie verfuhr nicht vorsichtiger, als er, im Gebrauch, oder lieber im Mißbrauch derselben. Eine sonst schöne Eigenschaft an ihr: die lebhafteste Anhänglichkeit an ihre Freunde, verwickelte sie durch die davon unzerrennliche Parteinahme ebenfalls in unangenehme Feindschaften. Und endlich erregte sie durch ihr dringendes Anempfehlen der Schutzpockenimpfung, die sie im Orient kennen gelernt und mit Glück an ihrem Sohn versucht hatte, Anfangs einen wahren Sturm von Schmähungen gegen sich, in welchem die schlimmste Beschuldigung, die eine schlechte Mutter zu sein, ihr nicht erspart wurde.

Allmählig begriff man jedoch im Lande, was für eine Wohlthat ihm aufgedrungen werden sollte, und Lady Mary wurde nun ebenso laut und eifrig gepriesen und gefeiert, wie sie verkehrt und verwünscht worden war. Zugleich hatten ihre vortrefflichen türkischen Briefe, aus denen die Empfänger derselben kein Geheimniß machten, ihre geistige Ueberlegenheit so klar dargelegt, daß Lady Mary von den bedeutendsten Schriftstellern als Autorität anerkannt wurde. Ein Urtheil von ihr war maßgebend; Werke im Manuscript wurden ihr vorgelegt, ihre kritischen Bemerkungen darüber demüthig erbeten und, was noch mehr ist, auch angenommen. In der vornehmen Welt hatte sie die interessantesten Verbindungen, und wir können nicht anders, als die Zeit von 1718, wo sie von Constantinopel zurückkam, bis zu 1739, wo sie England zum zweiten Male verließ, als eine so volle und reiche betrachten, wie sie selbst die ehrgeizigste Frau befriedigen mußte.

Dennoch war Lady Mary nicht glücklich und sprach es oft mit einer schneidenden Schärfe aus. „Ich veruche mich mit einem kleinen Fräulein zu trösten, welche jetzt Alles ist, was ich lieb habe,“ schrieb sie 1727 an ihre Schwester, die Gräfin von War, „aber ach, sie geht noch in einem weißen Kleide. Mit vierzehn kann sie mit dem Haushofmeister davon laufen. Das ist eine von den gesegneten Folgen großer Enttäuschungen; nicht nur die Ge-

gentwart thut euch weh, aber alle eure Hoffnungen fallen weg, und eure Erwartungen selbst sind traurig. Quelle vie!“

Mary Wortley ließ weder mit dem Haushofmeister, noch mit irgend wem sonst davon, sondern verheiratete sich mit dem Grafen von Bute und wurde in einer langen, glücklichen Ehe die Mutter vieler Kinder. Aber an ihrem einzigen Sohne erlebten Herr Wortley und Lady Mary viel Trauriges. Er begann damit, sich durch eine verrückte Heirath zu ruiniren, war in keine Laufbahn zu bringen und trieb sich als ein unnützes, schuldenmachendes Individuum auf dem Continent herum. Vielleicht war es diese schwere Erfahrung, welche Lady Mary so niederdrückte, daß sie 1740 aus Rom schrieb: „Wenn ich unter den Brunnen die Wasser des Lethe finden könnte, dann wäre ich glücklich.“ Vielleicht auch empfand sie ihr ganzes Frauenleben als einen umfassenden Fehlschlag, indem es ihr nicht gelungen war, Herrn Wortley glücklich zu machen oder durch ihn befriedigend glücklich zu werden. Gewiß ist es, daß sie sich von ihm so gut wie von der Tochter trennte, welcher sie später sagen konnte: „Ihr seid die Leidenschaft meines Lebens gewesen.“ In Unfrieden ist die Trennung nicht geschehen; die Gatten sind in fortwährendem brieflichen Verkehr und die besten Freunde geblieben; Lady Mary hegte vor ihm absoluten Respekt, es lag ihr Alles an seiner Billigung ihrer Handlungs- und Lebensweise, und er wiederum scheint in sie volles Vertrauen gesetzt zu haben. Aber gelebt haben sie miteinander nicht mehr. Anfangs war die Rede davon, daß Herr Wortley seiner Frau nachreisen sollte, indessen es ist nie dazu gekommen. Er hat Italien nicht mehr besucht, und sie kehrte nicht früher nach England zurück, als bis er 1761 gestorben war. Zweihundzwanzig Jahre, die ganze letzte Periode ihres Lebens, verbrachte sie in einer relativen Einsamkeit, d. h. geschieden von ihren Angehörigen und umgeben von lauter Fremden.

Lady Mary war jedoch keine Person dazu, der Melancholie den Hof zu machen. Konnte sie nicht Glück haben, so begnügte sie sich mit Zerstreungen, getreu ihrer unübersehbaren Aeußerung: One should pluck up a spirit, and live upon cordials when one can have no other nourishment. Ueberdies sagte das bequemere, natürlichere Leben auf dem Continent ihrer Eigenthümlichkeit bei weitem mehr zu, als das formelle und ceremonielle in England. Schon auf der Heimreise aus dem Orient fürchtete sie sich vor Allem, was ihr in London bevorstand. Tausend unangenehme Unverschämte, disagreeable impertinents, sehen, Visiten abwarten und empfangen, Krüge machen, an Theetischen sitzen, wo sie mit Fragen halb umgebracht werden würde — sie sah das Alles voraus und zwar mit einer solchen Furcht, daß sie Pope schalt, weil er sich über Etwas freuen könne, was ihr so widerwärtig sei, wie ihre Rückkehr.

Folglich benutzte sie ihr freiwilliges Exil zu interessanten Reisen und Bekanntschaften. Dijon, Turin, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Genua, Genf, Chambéry, Avignon, Brescia dienten ihr nacheinander als Aufenthalt, und überall lernte sie alle ausgezeichneten Menschen der Gesellschaft kennen. Man drängte sich zu ihr. „Ich finde,“ schreibt sie bald im Anfang ihrer Wanderungen von Venedig aus an Herrn Wortley, „daß ich, im Gegensatz zur übrigen Welt, mich nicht für so bedeutend hielt, wie ich bin; denn ich glaube wirklich, wenn eine der Pyramiden von Aegypten gereist wäre, man könnte ihr nicht mehr nachgezogen sein. Wenn ich alle Besuche angenommen hätte, die mir zugedacht waren, so hätte ich mich in jeder Stadt, durch die ich gekommen bin, wenigstens zwei Jahre aufhalten müssen.“

Nach Lovere kam sie erst beinahe acht Jahr später, im Juli 1747. Sie war jetzt näher an Sechzig, als an Fünfzig, immer noch ein wit, aber nicht länger eine Schönheit, sondern eine Großmutter. Wir haben also mit „Lady Montagu“ in Lovere gerade um die Zeit zu thun, wo der eigentliche Charakter der Frau sich beurtheilen läßt, je nachdem er durch das Leben gereift oder gefäuert worden ist.

Der Lago d'Isseo liegt im Brescianischen, zwischen dem Garda- und dem Comersee. Isseo, nach welchem er den Namen hat, befindet sich am untern Ende, Lovere am obern, nördlichen, wo der Oglio aus Val Camonica einströmt. Lady Mary sagt: „Es ist der übrigen Welt fast unbekannt,“ und dieses Schicksal hat Lovere noch heute, ja, der ganze See theilt es mit ihm, obgleich er an Schönheit mit allen norditalienischen Seen wetzeln kann, wenn er sie nicht gar darin übertrifft. Aber die Straße der Touristen ist nun einmal an ihm vorübergegangen — und wer folgt ihr nicht?

Zu der Zeit von Lady Mary, also etwa vor hundertdreißig Jahren, war Lovere ein Brunnenort und dadurch ein Sammelplatz der provinziellen vornehmen Gesellschaft. Lady Mary war von Brescia aus hingeschickt worden, um die Rückfälle eines Fiebers loszuwerden, welches sie zwei Monate lang ins Bett gebannt hatte. Wie es jetzt noch nicht leicht ist, durch Fragen nach Lovere zu kommen, so bot damals die Fahrt selbst große materielle Schwierigkeiten dar. Die Straße war so steinig, daß unsere arme Lady Mary „beinahe entzwei geschüttelt“ wurde, und auf dem See überfiel sie ein Sturm, welcher ihrem Fahrzeug verhängnißvoll geworden wäre, hätte man sich nicht zum Glück in der Nähe eines kleinen Hafens befunden. Dort brachte Lady Mary die Nacht in a very poor inn zu, und gelangte erst am nächsten Morgen nach Lovere, wohin man jetzt, Dank einem guten Dampfsboot, bequem in drei Stunden fährt.

Ein Mal erst dort, war Lady Mary, was sonst gar nicht ihre Art war, absolut in raptures über Lovere. Sie nennt es „the most beautifully romantic place“, welchen sie in ihrem Leben gesehen, und wir wissen, daß sie viel Herrliches gesehen hatte. Nur ist bemerkenswerth, was die wenig specialisirende Auffassung jener Zeit charakterisirt, daß sie es nicht im mindesten der Mühe werth erachtet, die Namen der verschiedenen Localitäten mitzutheilen. Sie erwähnt weder des Monte Cala, welcher Lovere als Hintergrund dient, noch des Monte Guglielmo auf der Seite gegenüber, und von den vielen Ortschaften, welche die Ufer bekränzen, wird nicht eine bei ihrem Namen genannt, sondern sie werden kurzweg als „Dörfer, mit Edelsteinen in den meisten“, bezeichnet. Als gute Engländerin wird Lady Mary durch Lovere selbst an Dunbridge, den damals fashionable Badeort, erinnert; die Höhen jedoch, fügt sie hinzu, sind „sechs Mal so hoch wie die Hügel von Dunbridge, wirklich große Felsen von verschiedenartiger Gestalt, mit grünem Mooose oder kurzem Graze bewachsen und durch Baumbüsche, kleine Gehölze und hier und da Weingärten mannschaftig gemacht“.

Die Quelle, deren heilsame Eigenschaften Lady Mary so häufig erproben sollte, entsprang „zwischen zwei abschüssigen Hügeln“, und wurde von „großen Bäumen überschattet, welche in der heißesten Zeit des Tages Frische gewährten“. Diese Beschreibung ist so anlockend, wie man sie nur wünschen kann, aber, leider,

nicht mehr richtig. Der Gesundbrunnen von Lovere, welcher sich an der Costa di Volpino unfern von dem Casino „la Malpensata“ befunden hatte, war Ende des vorigen Jahrhunderts eines Tages ganz unvermuthet von einem herabstürzenden Felsstück verschüttet und begraben worden. Wir konnten in seinem Wasser nicht auf Lady Mary's Andenken trinken.

Ob il Cannone d'Oro, der älteste Gasthof der Stadt, welcher sich mit der offenen Bogengallerie unter dem Dache, lang und hoch am Ufer erhob, dasselbe Haus sein mochte, wo Lady Mary bei ihrem ersten Aufenthalte wohnte, gelang mir nicht zu erfahren. Lady Mary nannte jeden Gasthof kurzweg an inn, gleichviel ob er ein Hotel ersten Ranges oder die elendeste Dorfstube war. So spricht sie auch hier nur von the greatest inn there und knüpft daran die Geschichte von der „alten Frau von Lovere“, der früheren Besitzerin dieses größten Gasthauses, welche mit hundert Jahren neue Haare und neue Zähne bekam und ein Jahrzehnt später nur starb, weil sie eine steile Kellertreppe hinunterstürzte und sich den Schädel einschlug. Lady Mary hatte sie nicht mehr gekannt, sondern wohnte bei ihren Töchtern, die beides auch schon „Mädchen über siebenzig“ waren und das Geschäft der Mutter fortsetzten.

(Schluß folgt.)

Aus dem Nachlasse des Mirza-Schaffy.

Von Friedrich Bodenstedt.

1.

Wenn ich Dich seh' so lieb und hold
Auf mich die Blicke senken,
Verwandelt sich in süßig Gold
Mein Fühlen und mein Denken.

Mein altes Herz wird wieder jung —
Von Deiner Guld getragen
Fühlt es auf's neue Kraft und Schwung,
Den höchsten Flug zu wagen.

Du leuchtest mir ins Herz hinein,
Von Dir nur strahlt es wieder,
Du sollst die schönste Blume sein
Im Kranze meiner Lieder.

2.

Warum duften die Blumen in Feld und Au
So würzig in diesen Tagen?
Das frage Du eine schöne Frau,
Die kann es am besten sagen.

Was zauberhaft in Wald und Flur
Mich macht vor Wonne beben,
Ist liebliches Erinnern nur
An Dich, mein Herz, mein Leben!

3.

So mancher Lenz zog mir vorüber
Und jeder stimmte mich nur trüber;
Es kam die ganze Welt mir vor
Wie eingehüllt in Trauerflor.

Jetzt sonnig ist mir's im Gemüthe,
Mich lockt des Lenzes Glanz und Blüthe:
Dein dunkles Auge macht mir klar,
Du holde Frau, was dunkel war!

4.

Schöner Leitstern des Verlangens,
Höchsten Hoffens, tiefsten Wangens,
Krone alles Weiblichen,
So verklärt im Leiblichen,
Daß der Schönheit, unerreichbar,
Nur ihr hoher Geist vergleichbar:

Schönstes Weib auf Gottes Erde,
Seit zuerst des Schöpfers „Werde“
Aus des ersten Mannes Rippen
Schönheit schuf für Manneslippen —
D gewäh' — das Wort erbangt,
Flüsternd was das Herz verlangt —
Warum fürcht' ich, daß ich's künde?
Ist doch bitten keine Sünde!

5.

Im Garten fand ich eine seltne Blume;
Man ging vorüber, weil man sie nicht kannte;
Doch als ich sie beim rechten Namen nannte,
Da wußte Jeder viel zu ihrem Ruhme.
Die Welt ist urtheilslos; sich zu erheben
Durch eignen Schwung, ward Wenigen gegeben.
Du reizendste der Frau'n! Dich so zu nennen
Bient nur den Wenigen, die Dich ganz erkennen!

6.

Deiner Hoheit dienstbar werden
Soll in neuen Liebesweisen,
Was am Himmel und auf Erden
Wir als hehr und lieblich preisen.

Hoch vom Himmel pflück' ich Sterne
Wie die Blumen von den Beeten —
Alles Schöne nach und ferne
Dient zum Schmucke den Poeten.

Und so freien ganze Welten
In den Bahnen meiner Lieder —
Wagt's ein Krittker sie zu schelten,
Nun, so schelten wir ihn wieder.



N. d. eignen Gemälde von C. Böker.

DER GANG ZUR KIRMESS.

Xyl. Anst. v. R. Brend' amour.

Mit besonderer Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung von L. Sachse & Co., welche Herausgeberin des Kupferstiches in grösserem Formate ist.

Der Gang zur Kirmes.

Nach dem eigenen Gemälde gezeichnet von C. Böker.

Es ist ein liebenswürdiges, frohes, sonnenhelles Stück einer schwäbischen Dorfgeschichte, was Böker's Bild unsern Leserinnen erzählt, verständlich ohne jeden Commentar. Noch im Holzchnitt weht es uns wie die Luft eines klaren warmen Augusttages an. Der zarte silberbläuliche Duft eines solchen liegt auf den fernen Waldbergen, und das heiße reine Licht läßt den schmucken Sonntagsstaat, mit welchem die Dirnen und Buben sich herausgeputzt haben, um zur Kirmes zu gehen, noch festlicher und lustiger glänzen. Die Kirmes ist das große epochemachende Ereigniß im Leben des Dorfes und seiner Inassen. Ball- und Concertsaal, Ausstellung alles Schönen und Begehrenswürthen, gedeckte Tafel für den Genuß des Gaumens und der Kehle und zur Krönung des Gebäudes schließlich noch die ziemlich gewisse Aussicht, nicht nur auf Küsse, sondern auch auf „Prügel von der besten Sorte“ — das Alles, oder die beglückende Vorstellung von alledem vereinigt das Wort „Kirmes“ für die deutsche Bauernseele in sich.

Kein Wunder, daß sie in Schaaren herangezogen kommen von den umliegenden Höfen und kleinen Ortschaften zum Kirchdorf oder Marktsteden, auf dessen Wiese die Zelt- und Budenstadt aufgeschlagen steht, welche alle diese Herrlichkeiten in ihren leinenen und bretternen Mauern einschließt. Vom Kirchthurm selbst wie von den Tanzbuden und Weinschenken wehen die bunten Fahnen lustig im Sommerwinde, die Fahnen auch vom Dach des Wirthshauses, vor dem Wagen auf Wagen mit den aus weiter Ferne Gekommenen am Fuß der Steintreppe hält. Von der Wiese klingen in rhythmischem Walzertact die Töne der Baßgeige und Trompete herüber; nur dann und wann schwebt hörbar der hellere Clarinettenklang und Geigenstrich über dem tiefern Summen. Dazwischen führt der Wind das Geräusch der Becken und den dumpfen Donner der Pauke weit hin zur Landstraße ans Ohr der Ankömmlinge; den wilden Mann, den Leopard oder auch das Carroussel verkündend.

Es ist immer nicht gut, daß der Mensch allein sei; am wenigsten aber ist das Alleinsein für einen Gang zur Kirmes geeignet. Doch nicht immer und nicht überall findet sich ein Männlein und ein Fräulein zusammen, um in der rechten und gerechten Weise diese Vereinzlung aufzuheben. Wie oft hat in der Arbeit des Lebens ein tüchtiger Mann die Last für Zweie auf seine rüstigen Schultern zu nehmen. Warum nicht auch einmal da, wo sich's um das Vergnügen handelt.

Ich glaube, das Herz dieses schmucken schlanken Buben im Sammetwams mit der knöpfreichen rothen Weste darunter gehört doch der, welche er diesem Herzen zunächst führt; dem munteren schelmischen Blondkopf mit der vollen runden Brust unter dem Sonntagsmieder, dem klugen „Madl“, das vorsorglich seinen Spenser über den Arm und mitgenommen hat, weil sie auf späte Heimkehr in kühler Nacht nach heißem Tanze mit Sicherheit und gutem Grunde rechnet. Die an des Buben anderem Arm ist doch nur wenig mehr als ein halberwachsenes Mädchen, vielleicht ist es ihr erster Tanz, dem sie klopfenden Herzens entgegenwandert. Das Paar hinter ihnen sieht beinahe so aus, als ob „der süße Bund“ schon geschlossen wäre oder doch nach Hslands' guter Bauernregel, ehe dieser Winter kommt, bestimmt geschlossen sein würde und die Beiden keinen Anlaß mehr haben würden, „im kalten Mondschein“ zu stehen, wenn sie sich was Geheimen und Liebes zu sagen haben. Singend sind die Fing' längs der Dorfleuchte dahergeschritten, als da, wo der Weg einbiegt zum Wiesensplan mit den Kirmesbuden, der Herr Pfarrer, von seinem treuen Epit begleitet, ihnen entgegenkommt. Respectvoll, aber keineswegs verlegen hat der Glücklich, mit doppeltem Schatz Gesegnete den Filzhut vor dem geistlichen Herren gezogen, sein Kamerad die Pelzmütze gelüftet. Denkt der Herr Pfarrer an sein eignes Alleinsein, und zieht ihm so etwas wie ein Bedauern durch die freundliche Seele? Jedenfalls kennt die den Meid und den zelotischen Eifer gleich wenig. Der runde behagliche weißlockige Herr ist noch von der alten guten Schule der katholischen Dorfpfarrer. Keiner weiß besser, wie er, die guten Gaben des guten Gottes zu schätzen, den Jahrgang und Geburtsort des goldenen Kaffees zu errathen, das in seinem Glase perlt. Die Kirmes ist ihm noch keine Entweihung des Heiligen, der Sonntagsstanz gibt Buben und Dirnen in seinen Augen noch keineswegs die sichere Anwartschaft auf den untersten Höllenpfuhl. So ist's mit seinem Drohen nicht so schlimm gemeint. Wenn seine Brauen und die dunkeln scharf blickenden Augen darunter sich auch alle Mühe geben, dem runden behaglichen warm colorirten Gesicht den möglichst strengen Ausdruck zu geben; — der Mund straft sie Lügen. Der kann das Lächeln nicht lassen dem Anblick dieser gesunden frischen Jugendlust gegenüber!

Ludwig Pietisch.

Unsere Markthalle.

Von einer Hausfrau in San Francisco.

(Schluß.)

Treten wir nunmehr den Fischhändlern nahe, um zu sehen, was sie uns vorzuzeigen haben. Wir merken sogleich, daß Meer und Flüsse ebenfalls die Gourmands des Landes nicht vergessen haben. Wir treffen die Forelle an, den am höchsten geschätzten Fisch, welcher aus den Bächen und Seen im Hochgebirge des Landes in Eis gepackt herabkommt. Aale gibt es in den Flüssen keine. Meerseeale werden verachtet. Karpfen, Barsche, Schleien, Hechte und sonstige Süßwasserfische sind überreichlich da, man kauft durchschnittlich 3 Pfund für 1/4 Dollar. Aber die schelmischen Händler wissen ihren Vortheil so gut wahrzunehmen wie andere Leute, wenn ein Sturm den Fischfang im Ocean verbietet. Dann tragen sie gleich Geschlechter zur Schau, als würde im nächsten Jahrhundert kein Fisch mehr gefangen, und schrauben die Preise so hoch, als irgend nur möglich.

Keine Fischart ist so reichlich vertreten wie der Lachs. Er ist von vorzüglichster Güte und wird nur darum nicht so hoch geschätzt wie der Rheinlachs, weil er in überreichlichen Massen sich vorfindet. Die Gewässer im Norden des Staates und in Oregon, ja bis nach der Behringstraße hinauf, sind zur Laichzeit so gedrängt voll von den Massen dieser Thiere, daß die Vorersten im Zuge oft buchstäblich bei Tausenden von den Nachfolgenden auf's Ufer gedrängt werden, wo sie ungenutzt verderben. Abnahme ist noch nicht zu spüren, ihre Schaaren sind noch uner-

meßlich. Ich sah erst kürzlich einen wahren Hügel derselben im Washington-Markte aufstapeln, keiner unter zwei Fuß lang, und der Händler bezahlte 12 Cents pro Stück. Die manchmal gepriesenen Zeiten, wo in Deutschland Dienstofften sich weiterten, so oft Lachs zu essen, können sich also hier noch wiederholen. An den Fangplätzen werden auch große Quantitäten eingefalzen, und manches Faß davon geht nach fremden Häfen, sogar nach Ostindien und China. Viele werden geräuchert, aber einen solchen Schmelz und solches Aroma wie Rheinlachs haben sie doch lange nicht. Man gibt sich unfehlbar nur wenig Mühe damit und sieht mehr auf Quantum, als Qualität. Das Pfund geräuchert kommt auf 6 bis 10 Cents, eine niedrige Ziffer, wenn man an die deutschen Preise denkt. Weil Lachs so billig, respectirt man ihn wenig. Wer ihn gefalzen nach Wien exportirt und dort sorgfältig räuchern ließe, brauchte um Absatz nicht besorgt zu sein und könnte ein Vermögen daraus schlagen.

Der große Stör, die kleine Sardelle und einige Duzend verschiedener Arten Seezische zwischen diesen beiden Größen füllten täglich die sauberen Marmortische in den Märkten. Frische Säringe und Schollen fehlen nie. Schellfische stehen denen des atlantischen Meeres an Güte merklich nach. Auster sind merkwürdiger Weise nur klein: sie kommen aber in Eis verpackt von Baltimore, der Schlaraffenstadt der Austerneffer, bis hierher in eigens dazu gebauten Eisenbahnwagen. Man betrachtet einmal in Amerika die Auster nicht als Leckerbissen mehr, sondern als gewöhnliche Hausmannskost, und sie dringen bis ins kleinste Dörfchen der Wildnisse. Immer bleiben sie ein zu empfehlendes Gericht; daß aber viele Mütter schon in der Wiege die Babies damit füttern, ist ein bißchen stark.

Schildkröten von ansehnlicher Größe bringt jeder mexicanische Dampfer mit, man sieht täglich Exemplare im Markte, die mehrere hundert Pfund wiegen. In Europa würde man sie mehr schätzen als hier, wo nur Wenige darnach fragen. Sie verdienen sehr wohl, mehr beachtet zu werden, aber nicht alle Köche verstehen sie zu behandeln; noch niemals ist mir Schildkrötensuppe vorgesetzt worden, bei der nicht der Hauptbestandtheil Pfeffer war. Die Lagunen Californiens beherbergen außerdem Unmassen kleiner Schildkröten, der Terrapins, von der Größe eines Silberhalers bis zu der eines Suppentellers, die meistens in der Schaafe geröstet und von echten Lebemannern nur mit Schnalzen der Zunge genannt werden. Sommer kommen reichlich aus dem Meere, sie haben aber keine Scheren. Krebs habe ich noch nicht gesehen. Die häßlichen Krabben fehlen ebensowenig wie die Berge von Granaten. Als eine niedere Sorte von Austern passiren noch schwarze Muscheln, die über dem Feuer sich rasch öffnen und halb roh, halb gar gegessen, bald verabscheut und bald gepriesen werden. Auch Caviar wird hier gewonnen und ist wenigstens ebenso salzig wie der echt russische.

Am meisten anziehend von Allen, was der Markt darbietet, sind aber diejenigen Plätze, wo die Früchte feilgeboten werden. Nicht Italien noch Spanien, die Reife noch Constantinopel können Dem etwas an die Seite stellen, was man in San Francisco sieht. Die prächtigen Trauben, welche die Abgesandten Israels einst aus Kanaan den erstaunten Brüdern nach der Wüste brachten, müssen jenen erst von Californien dorthin geschickt sein. Solche Früchte findet man nirgends unter der Sonne außer hier. Gewiß können die Weintrauben durch Größe der Beeren, Saftgehalt, Aroma und Umfang der Büschel auf allen Ausstellungen der Welt sich leicht den Preis eringen. Der Weinstock gedeiht so herrlich, daß der Preis seiner Frucht jedes Jahr bis aufs Minimum sinkt. Die Größe der Äpfel ist auffallend, sie sind aber trockner, als europäische, auch im Geschmacke sehr wenig verschiedenartig. Sie wachsen eben so reich, die besseren kommen aus dem kälteren Oregon. Ueberhaupt findet man in ganz Amerika keinen Apfel, der dem Borsdorfer oder der Goldreinette Deutschlands gleich käme. Wundervoll aber sind die Birnen Californiens, man kann sich kein einladenderes Obst denken. Oft sieht man Exemplare von der Größe der Melone europäischer Treibhäuser. Der Cultar der Birnen wendet man viel Aufmerksamkeit zu, weil ihr Ruf sich weithin verbreitet hat, und viele Ladungen davon nach dem Osten gehen, wo die besseren mit 1/4 Dollar pro Stück bezahlt werden. Ihre Arten sind zahlreich, und wenn die neuen schon reif von den Bäumen gesammelt werden, so kann man noch immer vorjährige prachtvolle Duchesses d'Angoulême am Markte sehen. Pflaumen sehr reichlich in allen Sorten. Quitten, Nectarinen und Aprikosen in Menge, Pfirsiche wie Sand am Meere und zu ihrer Zeit lächerlich billig. Die Menschen sind ordentlich froh, wenn die Pflanzperiode zu Ende geht, man mag sie zuletzt kaum noch ansehen.

Zu solchem Klima müssen natürlich auch Kirschen gedeihen, und gewiß sind sie vorzüglich schön hier. Die verwöhnten Californier verehren sie aber auch so sehr, daß ihr Preis im Verhältniß zu anderen Obstern immer noch hoch bleibt, obgleich ihre Cultar sehr zunimmt. Noch dies Jahr sah ich Leute einen Dollar für das Pfund bezahlen, von denen allerdings keine kleiner war, wie eine gute englische Wallnuß.

Kein Land der Welt producirt im Verhältniß seiner Volkszahl so viel Erdbeeren, als Californien, und keins ist so günstig dazu. Es sind höchstens zwei Monate im Jahre, in denen der Markt sie nicht bietet, in den übrigen zehn Monaten aber findet man sie Tag für Tag. In ihrer Glanzperiode sind sie in solchen Massen zu sehen, daß man sie fast rathlos anblickt. Dann wird Jedermann damit übersättigt, und tauende der Kisten wandern als unvertäulich wieder aus dem Markte. Der Segen ist fast allzugroß zu nennen. Immer ist die Erdbeere eine liebliche Frucht, doch sind sie etwas wässriger, als in Europa, und keine Kunst mag ihnen das unvergleichliche Aroma der deutschen Walderdbeere zu geben. Himbeeren und Stachelbeeren, Brombeeren und Johannisbeeren, Heidelbeeren und Kronsbeeren, sie alle werden ein gros gezogen und sind bedeutend größer, als anderwärts. Gleiches gilt von den Melonen, die so reichlichen Ertrag liefern, daß die Besitzer einer Zuckerfabrik Anstalt treffen, ein großes Areal damit zu bepflanzen, um Zucker daraus zu gewinnen. Es gibt davon viele Spielarten, aber zwei besondere gewöhnliche, die Zuckermelone und die Wassermelone, diese letztere oft von der Größe des allerjüngsten Kürbis, den man in Europa sehen kann. Mit Mühe trägt ein Mann solchen Koloss heim, den er ohne langes Handeln um die kleinste Münze, welche eigentlich in Californien curriert, um 10 Cents, an jeder Straßenecke erstehen kann. In Petersburg würde man mit Goldstücken dafür zahlen.

Orangen und Citronen, Granatäpfel und Feigen gehen im Markte nie aus; die jüdische Hälfte Californiens liefert sie und wird, wenn die dünngefächte Bevölkerung dort erst noch dichter ist, eines Tages mehr davon produciren können, als Spanien und Italien zusammen. Der nie rastende Unternehmungs-

geist der Amerikaner ist schon damit beschäftigt, die großen Strecken in dieser Weise nutzbar zu machen, welche Jahrtausende brach gelegen haben. Jetzt landen noch Schiffsladungen dieser Früchte hier aus Mexico, Tahiti, Centralamerika und den Sandwichinseln, welche daneben auch die köstliche Banane, die würzige Ananas, Cocosnüsse, Mangos, Yams und alle anderen Delicatessen der tropischen Länder massenweis einführen. Wie könnten bei solchen Verhältnissen die Markthallen San Francisco's wohl anders, als bemerkenswerth und einladend vor denen von hundert anderen Städten sein!

Zu all den Landesschätzen kommen die Delicatessen der fernsten Fernen. Der Gärtner, bei dem ich meine Blumen kaufe, führt als Gargon meistens seinen Haushalt mit kalter Küche, wobei echte importirte Braunschweiger Mettwurst täglich pfundweise verschwindet. Es gibt recht gute einheimische Würst hier, aber wie wäre es dem Gärtner nur möglich, sie anzusehen? Nein, der gute Mann ist aus Schöpffenstedt und bezahlt 1 1/2 Dollar pro Pfund, also genau so viel wie zwei preussische Thaler!

Der Schinken Westphalens, die Pasteten Straßburgs, der Ingwer Chinas, die Guava von Ostindien, Caviar von der Wolga, Gänsbrüste aus Pommern, Salami aus Italien, Tortillas aus Mexico: Alles bietet der Markt San Francisco's, und schwer möchte es sein, Artikel zu nennen, die demselben fremd blieben.

Die Dame ohne Herz.

Roman von Karl Heigel.

II.

Der Sturmnacht ist eine Reihe heiterer Tage gefolgt; das schwarze Gewölk über dem schäumenden Meer, das Geheul der Winde und Getöse der Wellen, das die Sommergäste an der Küste mit Bangen erfüllt hat, ist längst vergessen, die See spiegelt des Himmels Bläue wieder, weiße Segel ziehen auf ihrer sanftbewegten Fläche, und die Damen in Mödn schwärmen von der schönen Heuchlerin. In tiefem Frieden liegt der Wald.

Auf Schloß Wief findet die Sommerherrlichkeit nicht minder Dankbare, als in Mödn. Auch seine Bewohner weisen von früh bis spät im Freien.

Noch hängt der Morgenthau an allen Hälsen, aber Wanda von Wief, die Tochter und einzige Erbin des reichen Schlossherrn, hat schon mit ihrer Begleiterin einen Spaziergang an den Strand hinab gemacht und kehrt, das Kleid zierlich geschürzt, Blumen in der Hand und Morgenjonne im Gemüthe, zur Terrasse zurück, wo Herr von Wief im Schaufelstuhl lehnt, bei aller Würze, welche die Natur spendet, eine Cigarre rauchend. Aber er legt dieselbe fort, sowie er des Mädchens ansichtig wird: er ist auch gegen seine Tochter galant, dieser stattliche Herr mit dem runden, Wohlwollen und Gesundheit strahlenden Gesicht, dessen Schnurr- und Backenbart nur wenig noch ins Graue spielt.

„D Papa,“ sagt Wanda, nachdem sie den väterlich zärtlichen Kuß empfangen, „wie kannst Du Dir die wundervolle Morgenluft durch Rauchen verderben!“

„Eine echte Havanna verdirbt nie die Luft,“ wendet Papa schmunzelnd ein; „aber ich rauchte auch nur, um meine Ungeduld zu beschwichtigen. Du weißt, ich kann den Tag nicht beginnen, bevor mein liebes Mädchen mir guten Morgen wünscht. Wo warst Du zu so früher Stunde denn hingefahren? Bist doch erst nach Mitternacht zu Bett gegangen! Ach ja, die Jugend, die Jugend. Unermüdete Nachtigall in der Nacht und Lerche am Morgen.... Sie haben Ihre schwere Last, mein liebes Fräulein, mit diesem ruhelosen Vogelchen.“ Er richtet die letzten Worte an Wanda's Begleiterin, eine kleine, schmachtige Blondine, die niemals Nachtigall noch Lerche war.

„D,“ antwortet sie tief erröthend, „im Gegentheile!“

Wanda hat sich an Papas Seite niedergelassen und bringt seinen Stuhl in sanfte Bewegung. „Ich war,“ beginnt sie — „bitte, liebes Fräulein, sagen Sie, daß man in einer Viertelstunde den Kaffee servirt! Ich war am Strand und traf die arme Mutter krank, und schenkte ihr, was ich in meiner Börse hatte. Du bist doch nicht böse darüber, sie that so kläglich.“

„Immer verschwenderisch, immer zum Geben bereit. Doch bin ich weit davon entfernt, Dir deshalb Vorwürfe zu machen. Noblesse oblige. Bewahre Dir Dein gutes Herz. Nur mache ich Dich darauf aufmerksam, daß die Welt im Allgemeinen nicht dankbar ist.“

„D, ich erwarte keinen Dank, es bereitet mir Vergnügen zu schenken, deshalb schenke ich — und dann,“ sagt Wanda mit feinem Lächeln hinzu, „habe ich einen so großmüthigen Papa, der mir immer mehr gibt, als ich bei aller Verschwendung brauche.... Aber wo sind denn unsere Gäste? Ich weite, die Damen schlafen noch, und die Herren sind bereits wieder beim Billard.“

„Ja, wenn sie wüßten, daß unser Burgfräulein schon so munter ist... Nun hast Du endlich genug Kitter zu Deinen Füßen, das Haus kann bald nicht mehr Gäste fassen; Dein armer, alter Papa kommt freilich dabei zu kurz.“

Sie tippt ihm mit den schlanken Fingern leicht auf die Wangen. „Sage das nicht, mir sind diese sämtlichen Herren und leider auch die Damen ungeheuer gleichgiltig, doch ich weiß, daß es Dir Vergnügen macht, wenn es wie in einem Bienenvorke um Dich schwirrt, je mehr Gäste, je besser Deine Laune.“

„Und bei Dir heißt es, je mehr Bewunderer, desto mehr Uebermuth. Aber Kind, Kind, Du wirst in diesem Herbst neunzehn Jahre alt.“ Er wiederholt „neunzehn Jahre alt“ und setzt; sie aber springt auf und hängt sich an Papas Hals, wodurch der Stuhl plötzlich nach vorn sich neigt, und Papa erschreckt wird.

„Ich bin Dir böse,“ sagt sie, „wenn Du mich an mein Alter erinnerst und... ich denke nicht daran.“

„Woran denn, mein Liebling? — Ja woran denn?“ sagt er hinzu und forcht in Wanda's Gesicht, das nicht schön, aber anziehend ist; sie ist brünett und hat lebhaft dunkle Augen, welche immer die Verräther ihrer Stimmung sind.

Sie schüttelt unwillig den Kopf, aber erwiedert Nichts auf die verhängliche Frage.

„Ich erwarte noch mehr Gäste,“ fährt der Vater nach kurzer Pause fort, „unter Anderen zwei sehr interessante, die Brüder Holberg.“

„Warum nennst Du sie interessant?“

„Aus verschiedenen Gründen; fürs Erste kann man sich kaum größere Gegensätze, als diese beiden Brüder denken, in der äußeren Erscheinung wie in ihrem ganzen Naturell. Der jüngere

ist ein vollendeter Cavalier, der alle Welt bezaubert; der ältere, Leo —

Der ältere ist eine Art Wärmeloch.
Herr von Wief lächelt. „Leo,“ sagt er, „wird eines Tages Millionär. Wenn sein Onkel Graf Helm stirbt, fällt das Majorat Helmburg an Leo von Holberg.“

„Und der Bruder?“
„Der? Nun, der bleibt was er ist, Egon von Holberg der Liebesswürdige.“

„Dann seh' ich's voraus: Ich werde sehr kühl gegen den Erben, und sehr herzlich gegen den armen Bruder sein.“
„Wer weiß, ob Du übers Jahr ebenso denkst.“

„D, mein Herz bleibt sich treu.“
„Ich lege meinen väterlichen Protest dagegen ein, daß Dein Herz dabei in Frage komme.“

„Aber wenn es wäre, so würde ich doch nach meinem Herzen wählen dürfen!“

„Nun, ja, das heißt“ — die Naivität seines Kindes setzt Herrn von Wief offenbar in Verlegenheit — „Du bist ein kleiner Unverstand,“ sagt er dann, „das sind ernste Fragen, mit denen wir uns vorläufig das Herz nicht schwer machen wollen. Frühstücken wir!“

In derselben Stunde verläßt Waldemar mit seiner Tochter das Krankenzimmer. Sie schlagen den Weg ein, der über Wief nach Möln führt. Derselbe schlängelt sich zwischen Getreidefeldern hin; zur Rechten haben sie den Blick auf die See, die wie ein blauender Gebirgszug über der Düne zu stehen scheint, bald treten sie in den Buchenwald.

Waldemar geht langsam und schlürft die balsamische Luft mit vollem Behagen. Hin und wieder streift sein Blick das Mädchen, das mit nicht verhehlter Boghaftigkeit ihn begleitet.

„Du wirst fortan weniger Freiheit haben, als bisher,“ bricht er endlich das Schweigen. „Bisher hattest Du nur die Aufgabe zu wachsen; Du hast diese bestens erfüllt, ich bin überrascht, wie groß Du geworden. Jetzt aber ist es Zeit, daß Du etwas lernst.“

„Ja,“ antwortet Helene leise, „denn ich fühle wohl, wie unwissend ich bin.“

„Wir sind arm, Wissen macht wenigstens unabhängig. Daß Du schön bist, haben Dir ohne Zweifel der Spiegel und Deine Mutter gesagt, aber die Schönheit allein hilft Dir nicht aus dem Dorfe. Oder glaubst Du an die Märchenprinzen, die sich gewöhnlich vom Gänsetümpel weg ihre Bräute holen?“

Helene hat allerdings in träumerischen Stunden ähnliche Märchen gesponnen, aber sie hütet sich, es zu sagen. „Werden wir Wittenhagen verlassen?“ fragt sie schüchtern.

„Vorläufig nicht, Dein Geist hat erst flügge zu werden. Du mußt zur Erkenntniß Deiner Bestimmung gelangen, indem Du Deine Anlagen ausbildest. Du hast treffliche.“

„Ich wollte, wir könnten immer hier bleiben.“
„Warum?“

„Warum?“ Sie schlägt das Auge auf in die grünen Kronen über ihrem Haupte. „Ich liebe den Wald so sehr.“

Der Andere bleibt stehen und mißt Helene mit spöttischer Miene. „Einbildung! Ehrgeiz will Mehr, als Waldbluft. Und wenn Du vom Blut Deiner Mutter auch nur einen Tropfen hast, wird dieser Dämon bald genug in Dir lebendig.“

Judem Waldemar den Gang fortsetzt, bricht er das Gespräch ab und überläßt Helene dem Widerstreit der durch ihn angeregten Empfindungen und Gedanken. Es drängt sie von ihm hinweg und zieht sie an, das alte Grauen beschleicht, erschreckt — und bannt sie. Was er sagt und wie er es sagt, klingt ihr entsetzlich kalt und nüchtern, dennoch überzeugt es sie besser und lockt sie mehr, als die leidenschaftlichen Ergüsse der Mutter.

So gelangen sie auf einen künstlich gebahnten Pfad. Der Wald ist keine Wildniß mehr, er lichtet sich und hüben und drüben auf wohlgepflegtem Rasen stehen die Räume in geordneten Gruppen. Auch die Waldesstille hat ein Ende, Pferde-wiehern und Hundegeläuf schallt den Beiden entgegen. Noch einige Schritte und sie sehen zwischen dem Grün das Mauerwerk des Schlosses schimmern.

Es ist die dem Walde zugekehrte Seite des freundlichen Wief. Auf dem geräumigen Platz davor erheben sich nur einige Bosquets, eine breite statuenge schmückte Terrasse führt zum Hause, und durch die großen Glashüfen droben, welche Licht und Luft geöffnet sind, sieht man in die unteren Gemächer. Von dorthier kommt in diesem Augenblick eine Dame im Reitgewand, von mehreren Herren begleitet, die Stufen nieder. Am Fuße der Treppe halten Lafaien die ungeduldigen Pferde bereit. Man schwingt sich in die Sättel, die Dame winkt noch einmal einigen Zurückbleibenden, und dann sprengt der Troß die Avenue entlang in die tieferen Waldesgründe.

Wie der frühliche Reiterzug an Helenen vorüberbraust, daß der Boden dröhnt, beobachtet Waldemar seine Tochter. Sie sieht auf die hübsche Amazone mit blickendem Auge, aus welchem Troß, Bewunderung, Neid spricht. Sie blickt den Flüchtigen nach, bis sie verschwinden, und dann verräth auch noch ein Seufzer, was sie empfindet.

Waldemar faßt sie mit einem gewissen Triumph bei der Hand. „So,“ spricht er, „auf edlem Thier dahinsausen zu können, einen Schwarm schmucker Cavaliere hinter sich her! Durch Wald und Feld, die unser sind, zu jagen! In solch einem Schmuckkästchen zu wohnen, für seine Wünsche Gold, für seine Befehle Diener und für die Launen Bewunderer zu haben — wie? da lohnt es sich zu leben, da wäre das Leben ein einziger Feiertag!“

„Ach ja,“ sagt Helene traurig vor sich hin, „Fräulein von Wief hat es besser, als ich.“

„Es liegt nur an Dir,“ versetzt Jener, „die niedliche Amazone zu überflügeln, Du kannst Schloß und Diener und einen Marstall haben, wie sie, und Du wirst es.“

Helene blickte ihn ungläubig an.
„Du wirst es,“ wiederholt der Alte, „ich bin so eine Art Adept, ich lehre Dich Gold machen.“

Da Helene mit ihrem Vater vom Spaziergang heim kommt, finden sie die Mutter ungeduldiger und leidender, als in den vorigen Tagen. Auch Herr Waldemar spricht jetzt davon, den Arzt aus Möln zu holen. Aber sie fällt ihm mit der Festigkeit, welche noch durch den Schmerz lodert, ins Wort.

„Mir hilft kein Arzt mehr; wenn das Kind Larifari redet, mag es hingehen, aber Du glaubst doch nicht, daß man sich das Sterben einbildet. Was ich jünger ahnte, daß es bald zu Ende gehe, weiß ich heute... Ich will Dich nicht jammern hören, Helene. Still — Ich habe meine Sinne zusammenzuhalten, die Gedanken entflattern mir schon. Richtet mich in den Kissen auf... So.“

Sie sitzt, so gut sie es noch vermag, aufrecht und läßt den Blick vom Gatten zur Tochter wandern. Dann scheint sie gleichsam in sich hineinzubliden, doppelt unheimlich in diesem Brüten über letzten Gedanken und Zusammenraffen schwindender Kräfte.

Des entzückenden Tages Licht erfüllt auch das niedrige Gemach. Vom Strande herauf tönt das Zauchzen dort spielender Kinder. Die Fliegen summen am Fenster, und das Tiktak der alten Wanduhr wird nur hin und wieder von einem Schnarren und Krächzen im Gehäuse unterbrochen, als ob die Uhr zum Schlagen ausheben wolle und vor Altersschwäche es nicht mehr vermöge.

Nach einer Weile hebt Frau Waldemar also an:
„Ich weiß von Fällen, daß der Todestampf Menschen, welche in Haber mit der Welt gelebt hatten, schwer geworden ist. Als ob sie von den Widerprüchen des Lebens bis in die letzte Stunde

keine Illusionen, sondern Pläne. Sei klug und Du wirst die Menschen bald verachten lernen. Nur der Freie aber beherrscht sie!“
Helene hält den Kopf auf die Hand gestützt und starrt mit verweinten Augen trüb vor sich hin.

„Aber was ist das für ein Glück,“ sagt sie nach einer Weile voll bitterm Tons, „was ist das für ein Glück, die zu beherrschen, die man verachtet.“

Waldemar zuckt die Schulter. „Es ist immer besser Hammer, als Ambos sein.“

Die Sterbeahnung der unglücklichen Frau geht bald in Erfüllung. In einem lachenden Tag ein schwerer Kampf; das sanfte Abendroth auf einem Todtenantlit.

Vor der Hütte steden die Fischerfrauen die Köpfe zusammen, um miteinander zu wispern, die Kinder stehlen sich durch das Gärtchen unter die Fenster und sehen, die Kaje an der Scheibe platt drückend, hinein.

In der Stube selbst ist es mit Ausnahme des leisen Schluchzens, das ein am Todtenbett kniendes Mädchen heute nicht mehr zu unterdrücken braucht, noch etwas stiller, als gewöhnlich. Die alte Wanduhr, die Jahre lang der Kranken die Flucht der Zeit berichtete, steht still. Das Pendel kam, seinen Schwerpunkt wiederfindend, zur Ruhe.

Aber der alte Herr am Tische dort denkt trotzdem und gerade heute mehr, als je, an die fliegende Zeit.

Er blickt mit einer gewissen Scheu auf das prunklose Paradebett.

Herr Waldemar ist ein Mann, der Alles weiß. Nun? Der Stillstand des sonst so unruhigen Herzens dort ist Zeichen und Ursache des Todes, die unheimlichen Flecke auf dem einst so schönen Gesicht sind die Diffusion des Farbstoffes des einst so heißen Blutes. Nun also?

Herr Waldemar fällt aus seiner Rolle, denn seine Lebensklugheit ist immer nur eine Rolle. Er wehrt nicht nur nicht seinem Kinde die Klage, er zieht selbst sein Vatistuch und weint — allerdings mehr über die Flucht der Zeit im Allgemeinen.

(Fortsetzung folgt.)

Wirthschaftsplaudereien.

Das neue Maß und Gewicht. I. Im Jahre 1871 fand, weit draußen in Frankreich, ein allgemeines Kopfbrechen statt, und aus diesem Kampfe trat siegreich das geeinte Deutschland hervor, ein friedlicheres Kopfbrechen, ein stilleres, aber darum nicht weniger heftiger Kampf zog in deutschen Landen mit dem Jahre 1872 herauf, es gilt die Einheit Deutschlands in Maß und Gewicht zu vollziehen, und an diesem Kampfe für's Vaterland soll wesentlich auch die Hausfrau sich betheiligen.

Da stehen sie aufgepflanzt, die fremdländischen Truppengattungen: Liter, Meter und Gramm, ihre Uniformen heißen: deci, centi, milli, deka, hekto, kilo — wer kann sie alle erkennen, wer behalten? Nur getrost dem vermeintlichen Feinde ins Auge geschaut; ein muthiges Entgegengehen kostet den Kopf nicht, der Feind ist unschwer zu besiegen und zum dienstwilligen Sklaven zu machen, wenn man ihm nur ernsthaft mit der Angriffswaffe auf den Leib rückt, die Feder besigt; dem guten Willen. Wer diese Waffe im Winkel stehen und verstaubt läßt, der freilich kann kein Meter zum Gefangenen machen, dem ergibt sich das Gramm nicht und der wird zeitweilig mit dem Liter auf dem Kriegsfuß stehen bleiben.

Ein Blick in die bunte, sinnverwirrende Vielheit der bisher in Deutschland gebräuchlichen Maße, den jedes Maß- und Gewichtsbuch gewährt, muß Jedem die Ueberzeugung einflößen, wie höchst nothwendig Zeit und Umstände es gemacht, daß an die Stelle der Vielheit etwas Einheitliches für den Verkehr im neuen Reiche eingesetzt werden mußte.

Man denke nur, daß beispielsweise das Ländchen Neuß jüngere Linie bisher der Siebenzahl seiner Städtchen entsprechend sieben verschiedene Hohl- und Längenmaße, Weimar sechzehn verschiedene Scheffelmaße hatte und sämmtliche deutschen Staaten, Staaten und Städtchen als treffendstes Bild ehemaliger deutscher Einheit einige zwanzig verschiedene große Fußmaße besaßen. — Sich vor dem gesehlich eingeführten neuen Maß und Gewicht zu verschließen ist nicht möglich, es hieß den Vogel Strauß spielen und den Kopf in den Sand stecken wollen. Nicht Hütte noch Palast, kein Hausstand, kein Geschäft bleibt unberührt von den Aenderungen, welche das neue Maß bringt und der nothwendig schwierige und verwirrende Uebergang, die Eingewöhnung der neuen Einheit, kann nur dann abgekürzt werden, wenn Jeder dieselbe mit deutscher Gastfreundschaft empfängt.

Aber auch selbst diejenigen Hausfrauen, welchen aus allzu großer Furcht — es wäre ungalant Bequemlichkeit zu sagen — die Stütze eines Maß- und Gewichtsbüchleins nicht genügend erscheint, die Sprache der neuen Haus- und Marktgenossen zu verstehen, werden Bundesgenossen und Dolmetscher erhalten, auf welche sie vielleicht am allerwenigsten gerechnet hatten. Wo die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten, und was kann der Hausfrau am nächsten sein, als ihre Kinder? Ja, die Schule muß und wird so frühzeitig als möglich Schüler und Schülerin mit dem neuen Maß und Gewicht bekannt machen; mit einem Anflug von Stolz wird die Tochter der Mutter vorrechnen, daß sie 15 Meter Jaconnet zum Kleide brauche, was ziemlich genau 22 1/2 alter Elle entspreche, und Fritz wird schon als Quartaner der Mutter die Versicherung geben, daß er bei der Aufstellung des Kaffeetats gerne bereit und im Stande sei, die alten preußischen Lothe in Neuloth zu man auch Defagramme nenne, umzurechnen, und daß man dazu nur nöthig habe, nicht den Kaffee, sondern die Lothe mit 5 zu multipliciren und das Resultat durch 3 zu dividiren.

Da das lebendige Wort unendlich mehr und nachhaltiger wirkt, als die schönste und schwärzeste Buchdruckfarbe verwendet zu dem bestgeschriebenen Werk, so wäre es vor allen Dingen auch wünschenswerth, wenn aller Orten öffentliche Vorträge über das metrische Maß- und Gewichtssystem gehalten würden.



Der große Gedanke, den Verkehr aller Nationen der Erde durch ein gemeinsames Band, überall gleich verständliche und gleichgeltende Maße und Gewichte, zu erleichtern und zu befestigen, entstand innerhalb der französischen Regierung zu Ende des vorigen Jahrhunderts; der erste Schritt zur Ausführung dieser Idee geschah im Jahre 1788. Vor allem gehörte dazu ein Urmaß, eine feils controlirbare unveränderliche Einheit, und ein solches konnte nur die Natur geben. Man nahm dazu die Erde selbst; mitten in die Revolutionszeit fällt die Gradmessung der Erde, fallen die von den ausgezeichneten Mathematikern ausgeführten Berechnungen, und fast zwei Jahre lang arbeiteten 26 europäische Gelehrte an der Feststellung des Resultates. Der zehnmillionste Theil des Erdquadranten wurde als Grundmaß bestimmt und festgesetzt und am 29. November 1800 als Meter eingeführt. Längst hat es sich zwar ergeben, daß das Meter kein Naturmaß ist, der deutsche Astronom Bessel bewies, daß das als wahres und definitives Meter festgesetzte Maß um 1/40 Pariser Linien zu kurz sei, und jede neue Gradmessung wird in der Folge der Vervollkommnung unserer Meßinstrumente wahrscheinlich andere Zahlen ergeben, ja, es ist überhaupt mehr als fraglich, ob überhaupt je ein Naturmaß aufgefunden werden könnte, denn bis jetzt kennen wir keinen Körper, den die Natur in unveränderlichen und solchen Dimensionen erzeugt, welche es erlauben, unmittelbar eine Copie desselben zu nehmen. Der Hauptvorteil des metrischen Systems, welcher seine Verbreitung über den ganzen Erdball sichert, liegt nicht in der Erleichterung, aber nicht erreichten Maßführung, sondern in der consequent durchgeführten Zehnteilung. (Schluß folgt.)

Welche Gefahren entstehen durch den Gebrauch arsenikgrüner Tapeten, Ballkleider etc.? Da diese Frage alljährlich immer wieder auftaucht und sehr verschiedene Beantwortungen erfährt, dürfte es den Lesern des Bazar willkommen sein, von uns zu hören, was man von Arsenikvergiftungen durch Tapeten etc. Bestimmtes weiß, was von solchen als übertriebene Berichte anzusehen sind, und auf welche Weise es auch dem Laien möglich ist, zu erkennen, ob eine grüne Farbe Arsenik enthält oder nicht.

Vor etwa 30 Jahren wurde zuerst in einem durch alle Zeitungen laufenden Aufsatz auf die Gefährlichkeit der mit Arsenikgrün (meist unter den Namen Neugrün, Schweinfurter-Grün, Mittis-Grün, Scheele'sches-Grün etc. vorkommend) angeführten Zimmerwände für die Bewohner solcher Zimmer aufmerksam gemacht. Bald glaubten verschiedene Aerzte, weitere Belege für solche Vergiftungsfälle herbeizuschaffen zu können, und es bemächtigte sich im Laufe der Zeit auf Grund halberstandener Erfahrungen und unlogischer Folgerungen im Publikum eine allgemeine Furcht vor grünen Zimmeranstichen und grünen Tapeten, obgleich wissenschaftliche, chemische Gründe ganz gegen die Entstehung giftiger, arsenikhaltiger Gase aus solchen grünen Wänden selbst bei feuchter Lage der Zimmer sprechen. Niemals ist es bisher gelungen, von ärztlicher oder chemischer Seite einen Nachweis für Vergiftungen, entstanden durch das Einathmen solcher Zimmerluft, herbeizuschaffen, ja, im Gegentheil hierzu bewies schon im Jahre 1853 Dr. Krahmer in Halle durch Experimente, daß die arsenikhaltigen Farben von den Zimmerwänden weder unzersezt noch in einer flüchtigen Arsenikverbindung abdunden — und dennoch hat sich der Glaube an den spukhaften Arsenikdunst grüner Zimmer bis auf den heutigen Tag erhalten. Nun werden sich gewiß leicht Fälle vorführen lassen, in denen das Wohnen feuchter, grüngefärbter oder tapetirter Zimmer Krankheiten herbeiführt hatte, welche nach dem Vertauschen des Zimmers mit einem anderen gehoben wurden; ebenso Fälle, in welchen das von seinem grünen Anstrich befreite und ausgetrocknete Zimmer später solche Erscheinungen nicht wieder hervorrief. Bevor in allen solchen Fällen nicht Beweise vom Gegenteil herbeigeschafft werden können, wird man nicht fehl gehen, wenn man dergleichen Erkrankungen auf die Feuchtigkeit des Zimmers und damit verbundene schlechte Ventilation zurückführt. Ein Zimmer, welches weder durch den Ofen oder durch eine andere Ventilationsvorrichtung, noch durch Öffnen der Fenster gelüftet wird, ist ganz allein auf die Lüftung durch die Poren der Zimmerwände angewiesen. Wenn diese nun auch noch durch Tapeten oder Delfarbenanstriche zugestopft werden, ist es leicht ersichtlich, daß die Bewohner eines solchen Zimmers verdorbene Luft einathmen und mehr oder weniger rasch an der Vergiftung durch schlechte Luft erkranken müssen. Eine wirkliche Gefahr der Arsenikvergiftung durch die Zimmerwände könnte nur durch das Einathmen der mechanisch abgetragenen und im Zimmerstaub aufgewirbelten Theilchen der Arsenikfarbe hervorgehen. Ein solcher Fall dürfte indessen nur ausnahmsweise bei Leimfarbenanstrichen und Tapeten, niemals aber bei den festhaftenden Delfarbenanstrichen eintreten, auch läßt sich wohl erwarten, daß eine solche Verstäubung der giftigen Farbe nicht täglich wiederholt wird. Durch ein einmaliges zufälliges Einathmen solcher Staubtheilchen giftiger Farbe wird wohl in den seltensten Fällen Veranlassung zu Vergiftungserscheinungen gegeben sein; wir wollen hiermit indessen keineswegs der Verwendung giftgrüner Farben zum Zimmeranstrich das Wort geredet, sondern deren Gefahr nur auf das richtige Maß zurückgeführt haben. Das Arsenikgrün kann aber ohne Frage den Arbeitern, welche es auftragen oder abreiben, oder welche dergleichen Tapeten aufkleben oder abreißen durch Verschlucken der dabei staubförmig abgeriebenen Farbe schädlich werden, und schon aus diesem Grunde sollte man von der Wahl solcher Farben Abstand nehmen; wer aber sich genöthigt sieht, solche Farben von der Zimmerwand durch Abreiben entfernen zu lassen, vermöge nicht anzunehmen, daß das Abreiben nicht trocken, sondern naß geschehe, damit das Stäuben verhütet werde.

Eine ungleich ernstere Gefahr für das große Publikum, insbesondere aber für den Arbeiter, liegt in dem Abstäuben des Arsenikgrüns von den damit gefärbten Zeugstoffen, künstlichen Ballfräzen, sowie den mit solchen Anstrichen versehenen Spielwaaren und Geräthen. Am gefährlichsten sind die zu Ballkleidern und Garnituren verwendeten grünen Tarlatane; man hat sie bis zur Hälfte ihres Gewichtes mit Arsenikgrün überzogen gefunden. Die Farbe ist hier lose mit Stärke aufgelegt und fliegt bei der geringsten Reibung in Staubwolken ab. Wenn zu einem Ballkleide 20 Ellen Tarlatan gehören, so entsprechen diese einem Gehalt von etwa 50 Grm. Arsenik. Versuche haben gezeigt, daß von einem solchen Kleide im Laufe eines einzigen Ballabends 4 Grm. Arsenikgrün abstäuben, genügend um, innerlich gegeben, ein paar Dutzend Menschen zu vergiften.

Es sind im Laufe der Zeit wiederholt Vergiftungsfälle, hervorgerufen durch das Tragen solcher Gifttuben, an die Öffentlichkeit gelangt. In wie vielen Fällen aber mag eine solche Vergiftung nicht erkannt und daher auch nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommen sein! Was die mit Arsenikgrün gefärbten Ballfräzen

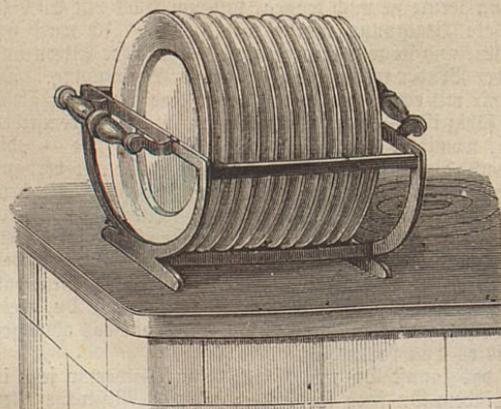
anbeht, so ist die grüne Farbe auf denselben durchschnittlich besser durch Klebemittel befestigt, indessen schließt das die Möglichkeit nicht aus, daß durch die Erschütterungen beim Tanzen sich staubfeine Theilchen der Farbe ablösen. Wie in der Toilette, so lauert auch auf verschiedenen Geräthen für Küche und Haus das fahnenfreundliche Grün; man halte nur einmal Musterung. Die schöne grüne Drahtgaze (Drahtstramin), welche die Speisefrönte verschließt, die Drahtglocken, die zur Abwehr der Fliegen über Butter und andere Nahrungsmittel gestürzt werden, Feinstörvorsetzer, lebhaft grün angestrichene Spielwaaren sind immer verdächtig. Das Arsenikgrün in Del- oder Lackfarben ist zwar, wie schon bemerkt, weniger dem Stäuben ausgesetzt, aber Firnis und Lack werden nach längerem Gebrauch spröde, blättern leicht ab und können dadurch in die Speisen gelangen. Eine mit Arsenikgrün angestrichene Wiege ist vor wenig Jahren in Köln Ursache der gefährlichen Erkrankung des darin gebetteten Kindes geworden. Grün lackirte Vogelbauer sind gewiß oft schon der Grund zu einem unerklärlichen, plötzlichen Tode ihrer Bewohner geworden. Auch gegen allzu lebhaft grüngefärbte Nonleauz hege man Verdacht, obgleich heute wohl selten ein Fabrikant noch wagen wird, ein giftiges Grün zum Anstrich dieses am ehesten dem Abstäuben ausgesetzten Gegenstandes zu verwenden.

In neuester Zeit ist auch vor der Vergiftung durch Briefcouverts, die innen grün gefärbt sind, gewarnt worden; wir halten die Furcht hiervor für übertrieben, denn durch das Besuchen des gummirten Randes mit der Zunge kommt diese mit der Farbe selbst gar nicht in Berührung.

Volkseverbote gegen die Anwendung des Arsenikgrüns haben sich nutzlos erwiesen, und wären überhaupt auch nicht durchführbar. Es ist daher Sache jedes Einzelnen, insbesondere der Hausfrau, sich und die Seinen zu schützen. Der erste Schutz liegt in der Erkennung des Feindes. Bisher ist es nicht gelungen, den lebhaften, dem Grün der Papageienfedern am nächsten kommenden Farbenton durch andere unschädliche Farbkörper zu erreichen. Am glücklichsten wird die Farbe durch gewisse Sorten des unschädlichen Chromgrüns (vert de Guignet) nachgeahmt. Ein einziges Grün steht dem Arsenikgrün nicht nur an Lebhaftigkeit nicht nach, sondern übertrifft es sogar an Feuer, und zwar deshalb, weil es durchsichtig ist, während Arsenikgrün immer undurchsichtig erscheint; es ist dies das Aniligrün (Jodgrün), welches, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, bei Laien im Verdacht steht, eine Arsenikfarbe zu sein. Das Jodgrün, hauptsächlich zum Färben leidener Roben, Bänder und dergleichen verwendet, ist sehr leicht vom Arsenikgrün zu unterscheiden. Zunächst liegt das Jodgrün nicht wie das Arsenikgrün mechanisch auf der Zeugfaser und läßt sich daher auch nicht durch Reiben von derselben ablösen; plättet man ein Stüchden des jodgrün gefärbten Stoffes mit einem recht heißen Plättchen, so verwandelt sich die grüne Farbe plötzlich in ein schönes Violett; bei Arsenikgrün tritt eine solche Farbenveränderung nicht ein. Nicht immer aber hat man nur ein lebhaftes Grün zu beargwöhnen, daß es Arsenik enthalte, auch dunkelgrüne Mischfarben, für den Anstrich bestimmt, können Arsenik enthalten.

Die einfachste, auch von Laien anzustellende Prüfung kann in folgender Weise vorgenommen werden. Man bringt ein wenig von der durch Abtragen etc. von der Wand erhaltenen Farbe oder ein Stüchden grüner Tapete oder des fraglichen Gemebes in einen Tassenkopf und übergießt es mit Salmiakgeist. Das Arsenikgrün (aus arsenikessigsaurem Kupfer bestehend) wird von dem Salmiakgeist gleich wie andere Kupferfarben (Grünspan, Bergblau, Bremer-Grün) zu einer schön blauen Flüssigkeit aufgelöst. Diese blaue Lösung gießt man auf weißes Papier und läßt sie dort eintrocknen; zeigt der trocken gewordene Rückstand auf dem Papier eine gelbgrüne Färbung, so enthält die Farbe Arsenikgrün; erhielt man dagegen einen hellblau gefärbten Rückstand, so war nur eine arsenikfreie, unschädliche Kupferfarbe vorhanden. Nur ganz ausnahmsweise kann der erhaltene gelbgrüne Rückstand kein Arsenik halten, wenn nämlich gewisse, nicht allgemein zur Anwendung kommende Farben zugegen waren. Immerhin wird diese leicht anzustellende Prüfung Veranlassung sein, die verdächtige Farbe durch einen Sachverständigen (Apotheker oder Chemiker) untersuchen zu lassen. Wir können nicht verschweigen, daß Dr. Halbwachs in Darmstadt in neuester Zeit leider auch in Tapeten, die mit einer dunkelrothen (dem pompejanischen Roth ähnlichen) leicht abreiblichen Farbe versehen waren, sehr bedeutende Mengen von Arsenik gefunden hat. Jedenfalls sind zu dieser Farbe die stark arsenikhaltigen braunrothen Rückstände, welche bei der Vereitung von Fuchsin (Anilinroth) abfallen, verwendet worden. Ein Stüchden einer solchen rothen Tapete angezündet, brannte mit der fahlen, bläulichen Flamme des Arsens unter Entwicklung stark nach Knoblauch riechender Dämpfe. Ein kleines Schnitzelchden der Tapete mit reiner Salzsäure erhitzt, ergab eine rothe Lösung, wurde in diese eine blankgeschuene Kupfermünze eingelegt, so überzog sich dieselbe sofort mit einem grauen Metallüberzuge, ein Zeichen des vorhandenen Arsens. Auch in einem rothen Umschlag von Eichorien vermochte Dr. Halbwachs Arsenik nachzuweisen, unserer Ansicht nach rührte auch diese Farbe von der Verwendung der erwähnten Rückstände her.

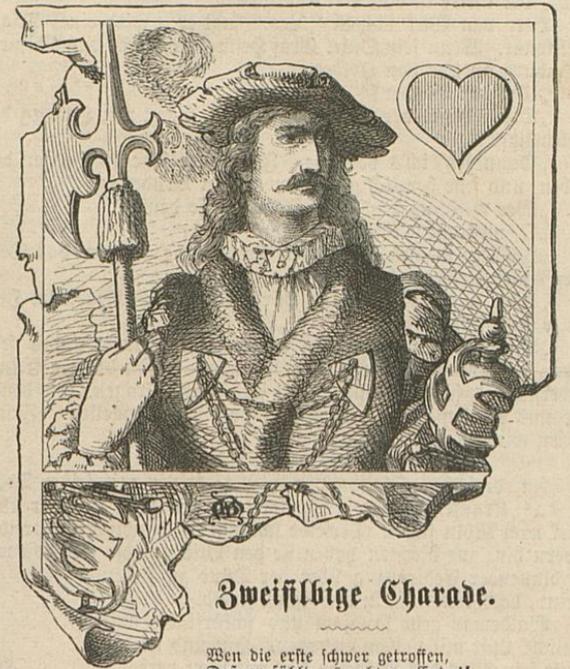
Tellerwärmer. Man benutzte zum Erwärmen der Teller bisher ziemlich umfangreiche, doppelwandige Kästen, die mit heißem Wasser gefüllt werden; letzteres wird durch die Flamme einer im Boden des Kastens angebrachten Spiritus- oder Gaslampe heiß erhalten. Viel einfacher und leichter transportabel ist der bestehend abgebildete Tellerwärmer, ein aus Eisenstäben zusammengefügt



Tellerwärmer.

Korb mit hölzernen Handhaben, den man zur Erwärmung der Teller auf die eiserne Herdplatte stellt. Der Tellerwärmer ist für 3 Thaler durch E. Cohn in Berlin, Hausdoigtstr. 11, zu beziehen.

Rebus.



Zweifelbige Charade.

Wen die erste schwer getroffen, Daß er kühl: es geht zu Ende! Steh' ihm dann die zweite offen, Wo ihm pflegen fromme Hände.

Und das Ganze? In der Hölle Ruht es, kalt und ohne Leben; Doch entsproßt ihm Lebensfülle, In geweihte Hand gegeben.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 1, Seite 20.

Weiß.	Schwarz.
1) D d 2 - a 4 †	A. K b 5 - c 6
2) D d 3 - d 5 †	K c 6 - d 5 :
3) L c 2 - e 4 ‡	
	B. K b 5 - b 4 :
2) L f 4 - d 6 †	L b 6 - c 5
3) L d 6 - c 5 ‡	

Auflösung des Rebus Seite 20.

„Glückauf zum neuen Jahr an alle unsere verehrten Leserinnen!“

Correspondenz.

Ein Rathloser. Unter Rath kommt auch in der zwölften Stunde nicht zu spät: Drei wundervolle und wahrhaft klassische Festgeschenke sind folgende illustrierte Prachtausgaben, im Verlage von A. Hofmann und Co. erschienen, aber durch jede Buchhandlung zu beziehen: **Cézar Tegner's Fritiofs-Sage.** Gefrönte Preisausgabe. Uebersetzt von Gottfried von Leibniz. Mit 47 Illustrationen von Prof. A. Malmström in Stockholm. In illustrierten Umschlag geheftet 3 Thaler 15 Silbergroschen. In Prachtband 5 Thaler. Ferner: **Zimmermann's Oberhof.** Illustrierte Prachtausgabe mit 60 Illustrationen von W. Bantier in Düsseldorf. In illustrierten Umschlag geheftet 4 1/2 Thaler. In Prachtband 6 1/2 Thaler. Die herrliche nordische Dichtung von Fritiof und Ingeborg erscheint zum ersten Mal in einer ihrem Werthe und ihrem Ruhme entsprechenden Ausstattung. Die Uebersetzung von G. von Leibniz ist durch Preisfindung anerkannt. Prof. Malmström's Illustrationen zeugen von einer außerordentlichen Begabung und stehen in Phantasie und charakteristischer Auffassung den Doré'schen Meister-schöpfungen zur Seite. Das Gleiche läßt sich von der Prachtausgabe Zimmermann's „Oberhof“ sagen. Es war ein glücklicher Gedanke, die herrliche Idylle aus Zimmermann's „Münchhausen“ dem Publikum gesondert zu bieten. Nun kommen noch die wundervollen Illustrationen unseres berühmten W. Bantier hinzu, so daß in jeder Hinsicht ein Werk sich bietet, das in eleganter Ausstattung und innerem Werthe alle bisherigen Keypstes übertrifft. Aber, werden Sie uns einwerfen, warum riefen Sie uns zu diesen reizenden Gaben nicht schon vor Weihnachten? Leider müssen wir uns selbst diesen Vorwurf machen. Doch das wahrhaft Gute und Schöne zu empfehlen, ist nie zu spät Zeit, und der Festgabe für Jedem gibt es so manchen, an dem man eine geeignete Gabe darzubringen wünscht. Fürtberhin wird Niemand mehr „rathlos“ sein. Man wählt die illustrierten Prachtausgaben von der „Fritiofs-Sage“ oder vom „Oberhof“ — oder besser noch, beide!

M. in Homburg v. d. S. Die Probe der eingekunden Gesichtschminke „Petter Puder“ erwies sich der von uns veranlaßten Untersuchung zufolge als bleihaltig.

Langjährige Abonnentin in S. Bindfaden-Canevas und Kaffeefad sind gleichbedeutend.

Ein Jäger in B. Man löst gute weiße Kernseife (Marzeiler Seife) in Wasser und gießt die Lösung durch ein Tuch. Ist das Seifenwasser lauwarm geworden, so wäscht man das Pelzwerk darin dadurch, daß man es recht oft hin- und herzieht und zugleich mit der Hand brüht und streicht. Man wiederholt diese Wäsche noch zweimal in etwas erwärmtem (ja nicht zu heißem!) Wasser und spült dann in reinem Wasser nach. Ausgedrückt hängt man das Pelzwerk an die Luft zum Trocknen auf. Halbnatürliche Haare dann erst mit einem weiten, wenn das Pelzwerk trocken ist, mit einem engen Kamm glattgekämmt; schließlich büchset man mit einer weichen Bürste.

Violetta v. L. Weiße und Durchsichtigkeit eines Glycerins sprechen für die Reinheit desselben, das rohe oder einmal gereinigte Glycerin — für die Haut nicht empfehlenswerth — ist gelblich oder bräunlich.

Annetta in M. Ein Toilettenmittel zur Verbedung tiefer Narben gibt es leider nicht.

M. v. L. in B. Das Tragen einer Brille bei sonst gesunden kurzichtigen Augen kann nur dann schädlich sein, wenn die Brille dem Grade der Kurzichtigkeit nicht angepaßt ist; ohne Frage thun Sie besser daran, die Brille durch einen Augenarzt bestimmen zu lassen, als sich dem Brillenkäufer anzuvertrauen.

Ch. Baronin v. M. Gegenstände aus braunem Kupfer reinigt man mittelst eines mit Spiritus leicht befeuchteten Leberaltens; nur wenn einzelne Flecken nicht weichen wollen, gibt man ein klein wenig Schleimtreibe auf den feuchten Lappen und pust mit trockenem Leder nach.

Berta. Das Wachstum der verbrannten Haare zu beschleunigen, gibt es leider kein Mittel. Nichts lindert schneller den Schmerz verbrannter Stellen der Haut, als das unermüdliche Umschlagen eines A浸iments aus Beinhölz und Kaltwasser; dies geschieht alle fünf Minuten und so lange, bis Schmerz und Entzündung nachlassen. Wenn man sofort nach der Verbrennung, die aber nur eine oberflächliche sein darf, Salmiakgeist auf die Hautstelle bringt, so entsteht in den meisten Fällen keine Brandblase.

D. N. Die uns eingekunden Probe ist Ungoratsch. Sie erhalten denselben bei S. Gerson, Berlin, zum Preis von 1 Thaler 20 Silbergroschen bis zu 2 Thaler 10 Silbergroschen & Elle (Elle 67 Cent.). Ihre weiteren Wünsche haben wir notirt.

Junge Hamburgerin. Nicht Sammetband, doch Schrägtreifer von Sammet oder schwarze Bassamentierbordüre.

U. Z. Wir empfehlen Ihnen einen Unterrock wie den der Abbildung Nr. 31. Seite 386 d. J. 1871. Sie finden denselben, wie alle Arten von Wäschegegenständen und Lingerie bei W. P. B. in Berlin, unter den Linden 16.